

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

23. Jahrgang, Nr. 1
15. Dezember 2006

Jubiläumsjahr einleiten

Mit dieser „Signale“-Beilage leiten wir ein Jubiläumsjahr ein. Am 12. Feber jährt sich das 15. Mal die Gründung des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUDAK). Damals beschlossen Mitglieder des 1990 gegründeten Verbandes Ungarndeutscher Autoren und ungarndeutsche bildende Künstler ein Zusammengehen, um durch gemeinsame Veranstaltungen – Ausstellungen mit Lesungen und Musik – Synergien freizusetzen. Die jährlichen dreitägigen gemeinsamen Werkstattgespräche mit Ausstellung und Lesung brachten die Vertreter der schreibenden und der malenden Sparte einander näher. Durch die Errichtung des Hauses der Ungarndeutschen in Budapest konnte eine Veranstaltungsreihe gestartet werden, wo sich jeweils ein Autor und ein bildender Künstler präsentieren. In den letzten Jahren entstanden engere Kontakte zwischen den Mitgliedern. So kam die Idee (vom Vorsitzenden der Künstlersektion Ákos Matzon), zum Jubiläum ein VUDAK-Album herauszugeben, in welchem ein Autor und ein bildender Künstler ein Duo bilden. So soll das Werk des einen das des anderen reflektieren. Die Gespräche über dieses Album – dessen Finanzierung allerdings noch ungewiß ist – prägen die Werkstattgespräche vom 21. – 24. September in Moor. Beklagen mußten wir den Verlust unseres Gründungsmitglieds Josef Mikonya, der bereits 1974 in der ersten ungarndeutschen Nachkriegsanthologie präsent war (lesen Sie dazu den Beitrag von Horst Lambrecht auf Seite 6 – 7!), aber freuen konnten wir uns über neue Triebe, neue Impulse.

Als einen vorgezogenen Start ins Jubiläumsjahr kann man die ausgezeichnete Ausstellung von sechs ungarndeutschen Künstlern in der Ungarischen Botschaft in Berlin betrachten (Foto rechts), zu der das Deutsche Kulturforum östliches Europa einen informativen Katalog mit einer Studie von Prof. László Beke herausgegeben hat. (Lesen Sie unsere Berichterstattung auf Seite 14 – 15.)

Johann Schuth

Literatur und Wiederhall

Vor mehr als dreißig Jahren begann für die ungarndeutsche Literatur eine zwar ermutigende, doch zugleich in ihren Folgen nicht vorhersehbare Entwicklung. Sie war, so wie sie sich vollzog, kaum von jemandem für möglich gehalten worden, denn Literatur geht ihre eigenen, oft überraschenden Wege, unabhängig von diesen oder jenen Hoffnungen.

Literarisch Bedeutsames ist von vornherein nicht festlegbar. Versuche, schöpferische Prozesse interessenbedingt zu beeinflussen und zur Selbstspiegelung zu nutzen, versagten bisher kläglich. Niemand erinnert sich mehr an das eine oder andere hochgelobte Buch, es ist wie vieles andere auch verblaßt und sogar vergessen. Wirklich Gutes dagegen aber bleibt in der Erinnerung seiner Leser.

Das in mühevollen kleinen Schritten von ungarndeutscher Literatur Erreichte ist gewachsen, liegt vor und ist mit seinen Anthologien und Einzelausgaben bekannt, deshalb wendet sich dieser Beitrag dem mit ihm verbundenen und seine Fortentwicklung fördernden „Nebenprodukt“, dem Gespräch bzw. der Diskussion, zu. Einzelnes dazu mag im Vergessen versickert sein, doch keine Literatur bleibt ohne Wiederhall. Er findet sich auch in den Diskussionen über die Texte und ist mannigfaltig gedankenschließend und gedankenverbreitend. Ihre verschiedenartige Gestaltung ist situationsbedingt. Reibflä-

chen bietet das weite Feld dieser Literatur genug.

Verschiedene Standpunkte sollen mit der Diskussionsauswahl sinnfällig werden ebenso wie gemeinsame Zielsetzungen für ungarndeutsche Literatur. Daß Muttersprache und Mundart, Geschichtliches und Politisches thematisch die Diskussion mitbestimmen, ist selbst Jahre danach anzuerkennen, läßt es doch Rückschlüsse auf Anstöße zu Gedankenfreiheit wie ihre Vielfalt zu. Zu unterscheiden sind unmittelbare Meinungsäußerungen im freien Gespräch zu einer bestimmten Sache von schriftlich vorbereiteten Erörterungen eines Problems. Beide können weitere Herausforderungen hervorrufen. Wenn hier letzteren der Vorrang eingeräumt wird, so deshalb, weil an den unterschiedlichen Textbeispielen der Nachvollzug ihrer zustimmenden oder ablehnenden Gesprächseinstellung leichter möglich ist.

Im Verlauf der Jahre reifte eine zunächst behutsame, mehr und mehr jedoch eine lebhaftere und entschlossenere Diskussionskultur heran, notwendig geworden und gefördert in den jährlichen Werkstattgesprächen und über sie hinaus. Sie war unausweichlicher Ansatz für den Einstieg in die Literatur. Zu lernen war in ihnen anfänglich die kritische Auseinandersetzung mit dem Eigenen und dem Fremden, bereit und aufgeschlossen für sach-

(Fortsetzung auf Seite 2)



Aus dem Inhalt

Gedichte von Andrea Czövek
Seite 2

Texte von Christina Arnold
Seite 3

Gedichte von
Helmut Herman Bechtel
Seite 4

Literaturpreis für Josef Michaelis
Seite 5

Stefan Valentin:
Demokratie auf unsere Art
Seite 5

Béla Bayer: Passion
Seite 5

Josef Mikonya – ein um die
kulturelle Identität seiner
Volksgruppe besorgter Mahner
Seite 6-7

Angela Korb: Etüde
Seite 7

Ein Jahrzehnt in der Hölle
Seite 8-9

„Meine zwei Sprachen“
Seite 8-9

„Zeitungsartikel auf Deutsch ja,
Literatur nein“
Seite 10

Josef Kling
Seite 10

Stefan Raile: Abschluss der Taube
Seite 11

Ein angenehmes Gefühl in der
großen Kavalkade
Seite 12

Forsters neueste Winterlandschaften
in Budapest
Seite 12

Etwas Licht. Retrospektive des
Malers János Wagner
Seite 13

Werke ungarndeutscher Künstler
der Gegenwart in Berlin
Seite 14-15

(Fortsetzung von Seite 1)

bezogene Gespräche zu sein, um die Textumgestaltung als Voraussetzungen einer Veröffentlichungsreife zu erlangen. Sie war nicht selbstverständlich mit den Eigenentwürfen verknüpft. Es bedurfte zunehmender Urteilsfähigkeit und Selbstkritik, Bedenken gleich welchen Bezugs zu überwinden und bereit zu sein, auch kritische Einwürfe aufzunehmen und zu verarbeiten. Erst damit wurden entscheidende Schritte zur Förderung individueller Textgestaltung geleistet.

Nachweisbar war dieses Vorankommen sowohl an den wachsenden Themenbereichen wie an den sprachlich-literarischen Wesenszügen der Texte. Über Auffassungen dazu geben Gespräche mit Autoren beredte Auskunft, sie lassen zugleich die dahinter stehende Bedeutung vom Literarischen deutlich werden. So sagte Georg Wittmann: „... Kritik halte ich für gut und wichtig... Bei der Deutung des Stoffes kann es verschiedene Meinungen geben. Aber bei der Sprache, da ist Hilfe genug am Platze. Und es wäre gut, wenn wir alle, ich meine uns, die ungarndeutschen Schriftsteller, offen miteinander umgehen und über unsere Schriften sprechen würden... Ich hätte darüber natürlich auch schweigen können. Diese Gefühle aber wollten sich Luft verschaffen, fanden kaum mehr Platz im Inneren der Seele... Daß ich zu dieser Frage nochmals das Wort ergreife, stammt nicht aus der Natur eines `Streithansls`. Dazu drängt mich eher das Bewußtsein der Verantwortung...“ Valeria Koch meinte: „...daß das Ungarndeutschtum, die ungarndeutsche Wirklichkeit heute, auch die Vergangenheit, es doch wert sind, daß man sich damit befaßt...“ An der Unumgänglichkeit kritischer Selbsteinstellung zum Geschriebenen ist die grundsätzliche Betrachtungsweise der Literatur ablesbar. Wie nachdenklich-kritisch Autoren mit sich lebend sein können und damit früh eine richtunggebende Diskussion anstießen, ist an der Erkenntnis Engelbert Rittingers „Ach, mühsam bring ich Worte her/ ... der Sack der Wörter ist fast leer-/ ...“ zu bemerken.

Seine bekennende Ich-Betroffenheit reicht weit über das bisher offen Ausgesprochene hinaus, mangelte es der Gruppe verbliebener Ungarndeutscher doch überhaupt an lebendigen Sprachkontakten. Sie wurden gesellschaftlich in die Lage des geringer und schwächer werdenden muttersprachlichen Verkehrs gedrängt, der letztlich zu Kommunikationsverarmung, zum Aussterben der deutschen Muttersprache führt. So wird wissenschaftlich von Csaba Földes festgestellt: „...Der Zweite Weltkrieg und

die sich daran anschließenden harten Repressalien im Zeichen der Kollektivschuld ... haben Zäsuren im Leben der Ungarndeutschen verursacht ... Nach 1945 nahm die Einwirkung des Ungarischen extrem zu und wurde allseitig nachweisbar...“

Rittingers „Geständnis“ ist umfassender und inhaltsreicher, als zunächst abzulesen. Immer wieder, nach mehr als einem Jahrzehnt, ist diese das Leben bestimmende Erfahrung für Autoren so nachhaltig, daß sie in Texte einfließt (z. B. bei Franz Zeltner „Meine zwei Sprachen“) und Gedanken über die Ursachenverzweigung auslöst. Insofern ist Rittingers offenes Selbstgespräch wertvoll, weil diskussionsfördernd und wegweisend für den Neubeginn dieser Literatur. Wiederzufinden war der Weg zum „verlorenen“ Wort als Voraussetzung für das eigentlich Literarische. Davon sprechen neben C. Klotz und Valeria Koch z. B. auch Josef Mikonya in „Warum ich schreibe“ und Engelbert Rittinger mit seiner unzweideutigen Grundsatzklärung „Wer sind wir eigentlich?“. In ihr heißt es: „...Manche spotten darüber, wer wir eigentlich sind. Etwas mehr Selbstbewußtsein und Haltung müßte man schon haben! Wenn wir bessere Deutschkenntnisse hätten, würden wir demzufolge auch nicht als deutsche Staatsbürger gelten. Ich möchte aber auch nicht, daß wir durch Assimilation im Ungarntum aufgehen...“

Nachvollziehbar wird in dieser klärenden Diskussion eine unbezweifelbare vorbildliche Persönlichkeitshaltung. Sie ist für das

Gegenwärtige ebenso maßgeblich wie für das Künftige. Was für Georg Wittmann Gewicht hat, formuliert er so: „...Aber ringen müssen mehr oder minder die Mitglieder der Literarischen Sektion auch mit der Ausdrucksweise und dem reichen Wortschatz unserer Muttersprache, die uns heilig blieb... Es ist sicherlich nicht jedermanns Sache, dieses harte Ringen einfach sich vorzustellen und gebührend zu respektieren...“ Neben diesen dem Selbstverständnis dienenden Beiträgen fanden über Jahre hinweg in der Neuen Zeitung Meinungsäußerungen sowohl zu den erarbeiteten Texten wie auch zur Muttersprache Aufnahme. Sie galten ihrem bekannter werdenden Erscheinungsbild und regten das Leserinteresse in Ungarn, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland an. Zustimmungendes wie Zweifelndes ließen Aufmerksamkeit erkennen. Ungarndeutsche Literatur war über Jahre im Gespräch und förderte so in der Öffentlichkeit das Bewußtsein für ihre Leistungsentwicklung, deren Fortschritte unverkennbar sind. Einen Überblick zu ihrer Gesamtheit in den siebziger und achtziger Jahren gibt die Veröffentlichung einer ausführlichen „Dokumentation“ mit Diskussionscharakter. Damit verbunden war eine gehaltvolle Reihe, ihren zuversichtlichen Beginn umriß der Beitrag „An der Wiege der ungarndeutschen Literatur“ (1977), ihm folgte entwicklungsWertend hoffnungsvoll der Artikel „Kein Kind mehr“ (1980), daran schloß sich der auf das wachsende Selbstverständnis der Autoren verweisende Artikel „Sie bedürfen unserer Aufmerksamkeit“

(1981) an. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang zwei Arbeiten, deren Forderungen für alles Spätere nicht zu übersehen sind. Beide Autoren lassen keinen Zweifel an ihrer Entschiedenheit, sich für das einzusetzen, was sie gedankenreich beschäftigt – das ungarndeutsche Literaturgut. „In eigener, gemeinsamer literarischer Angelegenheit war 1982 von Georg Wittmann zu lesen: „In erster Linie schreibe ich für das ungarländische Deutschtum, was aber dessen Bekanntwerden außerhalb Ungarns Grenzen keinesfalls ausschließt...“ M. A. Thomann äußerte sich mit seinem Fragetitel „Bleibt unsere Tätigkeit ohne Echo?“ (1982) zu einem übergreifenden Thema, das verschiedene Bereiche des literarischen Schaffens und seiner Außenwirkung berührte:

„...Ein umstrittenes Thema ist, wie wir schreiben sollen ... in welcher Mundart? Im Fränkischen? Sächsischen? Bairischen? Oder vielleicht in einer Mischmundart? ... Ich finde auch problematisch, daß selbst wir ungarndeutsche Schriftsteller keinen Kontakt miteinander haben! ...“ Ohne Mundarttexte blieb das Erscheinungsbild dieser Autorengruppe nicht, verwirklicht werden sie z. B. von Nikolaus Márnai mit „Meine Mundart“ und in allen Arbeiten des Bandes „Tie Sproch wiedergfune“. Texte wie „Wie es Kras“ von Josef Michaelis oder „Sitze“ von Nelu Bradean-Ebinger oder „Um die Mottrsprach“ vom Niklasvetter umrissen Standpunkte und zu bewältigende Aufgaben. Die mit dem Band „Verschiedene Verhältnisse“ von Engelbert Rittinger vorgelegten Arbeiten verdeutlichen sein Interesse für das Mundartliche. In welcher Weise die Gedanken dieser Autoren wirkten und umgesetzt wurden, kann der Leser textbegleitend und textübergreifend nachvollziehen.

Anerkennung fanden diese und andere Beiträge zur Diskussion über Literatur und Sprache später noch, wenn z. B. an „Die ungarndeutsche Literatur anders gesehen“ von Ludwig Fischer oder an „Weichenstellung“ von Georg Wittmann gedacht wird. Sie wiesen auf der Grundlage der eigenen Erfahrungen nach vorn und waren getragen von ihrem inneren Anliegen, ihrer Bewegtheit. Sie glichen einander in ihrer Bewußtheit, für das schon Entstandene wie das noch Entstehende entschlossen einzustehen – mit ihrer Haltung und ihren Texten. Indem sie kritisch ausschlossen, was ihnen nicht weiterhalf, förderten sie ihre Einstellung zu dem Geschriebenen, das mehr und mehr literarischer wurde und somit den wachsenden Forderungen entsprach. Indem sie das Kritische ernsthaft durchdachten und zugleich das ausschlossen, was ihnen nicht weiterhalf, förderten sie ihre Einstellung zum Geschriebenen. Davon kündeten die zahlreichen Veröffentlichungen. Daß Diskussionen sogar eine literarische Stufe erreichten, belegen Engelbert Rittingers „Briefe an den lievr Seppi“, mit denen er zwischen 1976 und 1997 das Textangebot bereicherte. Sie sind so persönlich wie Briefe, nicht aber verschlossen, obgleich in ihnen vieles mundartlich gestaltet wurde, das gesellschaftliche Hintergründe hatte. Weder versiegt ihre Lebendigkeit noch ergraut ihre Farbigkeit. Ihre phantasievolle Gedankenfülle überzeugt von der Berechtigung, Mundartliches zu achten und bedingungsgebunden in seiner Umwelt sprachlich auch förderhin zu pflegen.

(Fortsetzung auf Seite 4)

Andrea Czövek Mutter

Dein Wunsch
ein leichter Mord.
Erstickt mich
dein eisiges Wort.

Kein Trost für mich.

Warum liebst du mich nicht?!

Fünfkirchen-Vasas, den 18. Januar 2006

Hoffnung

Der Tod, Tor des Lebens.
Eine Tür geht zu,
Ein Fenster öffnet sich.

Seid nicht traurig,
Ich bin in Sicherheit.

Fünfkirchen, den 4. September 2006

Christina Arnold Am Bahnhof

Sie stand da mit einem mittelgroßen Sack, ihr blondes Haar war in zersauste Zöpfe gebunden, sie vergaß sich zu kämmen an diesem Tag. Ihr farbloses, abgetragenes Kleid reichte ihr bis zum Knie, das Blümchenmuster war kaum mehr zu sehen. Doch sie mochte dieses Kleid, sie hatte es selber aus dem alten Unterrock der Mutter genäht.

Sie stand am Bahnhof und Tränen kullerten ihr übers Gesicht. Nachdenkliche Menschen liefen neben ihr langsam auf und ab, doch niemand kümmerte sich um sie. Pferdewagen rollten an und fuhren wieder weiter, manche Menschen kamen, andere wurden gebracht. Volle Kutschen kamen an, leere rückten wieder ab, jeder hatte einen zum Reden, nur sie nicht. Trotz der großen Menschenmenge war es fast still am Bahnhof, wie bei einer Messe.

„Warum pin ich ta so allanich?“ fragte sie sich.

Sie wohnte vorübergehend bei Nachbarn auf der gegenüberliegenden Straßenseite, aber die waren gerade nicht zu Hause, als sie schon abgeholt wurde. Gefragt wurde nicht, sie wurde auf den Wagen gesetzt und die Fahrt ging los, einfach weil sie auf der Liste stand. Schnell nahm sie einen Rucksack

auf ihre zarte Schulter, und machte die Tür hinter sich zu. Auf dem Pferdewagen saß noch eine Familie aus dem Ort, still schluchzend erduldeten sie die Fahrt. Als sie sich nach einigen Minuten noch einmal umdrehten, erblickten sie nur noch den riesigen Nußbaum am Dorfende. Es schien als winkte er mit seinen immer kleiner werdenden Ästen den Heimatlosen Adieu.

„Ti wen schon kumme“, dachte sie sich, „ich plaj ta so lang stehn, pis sie kumme“ – und sie stand weiterhin fast mitten auf dem Weg am Bahnhof und hoffte, einer würde sich um sie kümmern.

Sonst war sie sehr selbständig, das mußte sie früh lernen, aber diesmal war sie sehr erschrocken, sie hatte lähmende Angst. Minuten vergingen von dem Augenblick an, wo sie vom Pferdewagen herunter mußte mit ihren Habseligkeiten. Vielleicht waren das auch Stunden. Sie stand nur da, verbarg ihre Tränen nicht, doch keiner kümmerte sich darum.

Dann auf einmal erwachte sie kurz aus ihrer bitteren Traurigkeit, denn ein Junge stand vor ihr. Er kam gerade mit seinem Fahrrad an. Er war nur einige Jahre älter als sie, sie kannte ihn aus der Kameradschaft von der Straße. „Lissi,

Lissi!“, rief er ihr zu, ein paar Mal schon, bis sie merkte, sie war gemeint, endlich sprach sie jemand an.

„Hast mai Nachpen gsehn, tu waßt, wo ich wohn? Kummese schon?“

„Na, sie kumme net“, sagte er und wartete auf die Reaktion. Lissi, das hübsche blonde Mädchen, sah ihn mit ihren tränenvollen Augen an und verstand erst gar nicht, was er meinte. Er sagte es noch einmal, ohne daß sie fragen mußte. „Sie misse toch net kumm, der Transport ist voll, ti Seite von der Straß terf plain, sie sain trham, vielleicht terfst a ham.“

Er setzte sich wieder auf sein Fahrrad und suchte nach anderen Verwandten und Kameraden, wollte wissen, was mit ihnen geschieht. Er mußte nicht mit.

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und ging zu dem großen Mann am Bahnhof, der alle hin oder her schickte, sie kannte ihn aus dem Dorf.

„Was wet jetzt mit mir? Mai Nachpen, wo ich jetzt trham pin, misse net fot, mai Vatr is im Kriech, mai Mottr in Rußland, Gschwistr hon ich net und mai Großvatr und Großmotr sain a schon tot.“

„Wie alt pist tu?“, fragte er, ihm

tat das Mädchen auf einmal sehr leid.

„Ich pin elf Jahre alt.“

Der Mann, der sonst so streng war, senkte seinen Blick und schüttelte den Kopf. Er streichelte ihr übers Haar und sagte: „Keh ham, zu tene Nachpen und wat to uf tai Lait!“

Auf die erste leere Kutsche, die auf dem Weg war zurück ins Dorf, wurde sie mit ihrem Rucksack hinaufgesetzt. Als sie schon auf dem Pferdewagen saß, und sie sich etwas beruhigte, öffnete sie ihren Rucksack, um ihren Rosenkranz rauszuholen, erst dann merkte sie, daß sie den falschen Sack hatte, in diesem waren die Socken und Patschker der Nachbarsbuben. „Jesus Maria!“ murmelte sie vor sich hin.

Jahre später kam ihre Mutter aus Rußland zurück, das Wiedersehen war traurig. Sie standen in einem fremden, leeren Haus, in einem unbekanntem Zimmer, das ihnen zugeteilt wurde. Nicht einmal einen Stuhl hatten sie, um sich zu setzen. In ihrem Haus wohnten andere, den Vater sahen sie nie wieder.

Den Jungen mit dem Fahrrad lernte sie später näher kennen, heute sind sie über 50 Jahre verheiratet.

Christina Arnold

Künstliche Befruchtung

Das Ei in der Zelle
Der Hahn im Glas
Aber bitte gerührt
Nicht geschüttelt

10. Oktober 2006

Holzweg?

Im Urwald der Liebe
umarmt der Hügelhorizont die Ruhelosen
Im Urkern der Sinne
träumen wir von Heimatschoß und Mutterbusen
doch die Jahresringe sind gezählt

10. Feber 2006

Kindersprache

Tu-tu, ta-ta, da-da
Die Wörter sind schon da
Aje und haja-haja
Die Aufgabe ist meine – oh waja –

3. Feber 2006

Mein Schatten

Ich schaue aus dem Fenster
Und suche Häuser hinter Bergen
Und Berge hinter Häusern

Ich finde meine verschwommene Silhouette
Auf der Suche nach meinem Leben

12. März 2006

Ich sehe zum Himmel

Ein bissiger Ast zerreißt den Himmel
Regentropfen bluteten an diesem Tag
Ewiges Eis gibt es nicht
Auch nicht in deinem Herzen
Doch spiele ich das Spiel mit
Damit der Tag sich nicht verirrt

7. Mai 2006

Schwärmen

Weiche Händchen
Blonde Löckchen
Große Augen
Wahre Freuden

Neue Falten
Treue Sorgen

2. August 2006

Unkraut jäten

Gedanken
Wie Brennesseln
Stechend auf der Haut
Werden meist zertrampelt

10. August 2006



Christina Arnold bei einer Lesung im Moorer Tánscics-Gymnasium im September 2006

Literatur und Wiederhall

(Fortsetzung von Seite 2)

Die Internationale Historikerkonferenz in 1987 wandte sich in überzeugenden Sachvorträgen zum Ungarndeutschum den eigentlichen Problemen zu, indem sie mit Blick auf das Vergangene und die Lebenswirklichkeit des Jetzt fest umriß, was als Aufgabe zu bewältigen war. Dieses bislang unausgeschöpfte Material war Orientierungsgrundlage für das Für und Wider einer lebhaften und sachkundig-überzeugenden Diskussion, mit der Vergangenheitsgeschichtliches in offenen Worten dargelegt wurde. Fortgeführt wurde sie auch außerhalb Ungarns.

Wird auf die mehr als drei Entwicklungsjahrzehnte zurückgeblickt, so ist ein Nachlassen und sogar eine Abwendung von den bereichernden Diskussionen wahrzunehmen. Sie haben das Podium der Öffentlichkeit verlassen, obwohl das Literaturangebot nach wie vor reichen Stoff mit gesprächsauffordernden Texten bietet. Ursachen für Gesprächsbeschränkungen ließen sich unschwer finden. Man könnte es sich leicht machen und sagen, es liege kein Interesse vor, seine Meinung vor anderen auszubreiten, oder es sei bequemer, Gesprächen auszuweichen und sich selbst in Texte gedanklich zu vertiefen. Als weitere Begründung ließe sich finden, daß der öffentliche Anstoß dafür fehlt, die auffällige Zurückhaltung zu überwinden und seine Meinung zu sagen. Bereits 1982 riet der Beitrag „Leser und Schriftsteller“ zu unumgänglichen Schritten für die Belebung und Verbreitung der Diskussion über ungarndeutsche Literatur. Manche dieser Anregungen wie etwa Lesungen vor Schülern und Studenten wurden bzw. werden verwirklicht, anderes wie Gespräche zur Literatur in Radio und TV-Sendungen blieben nach erfolgversprechendem Beginn bald wieder dem Zufall überlassen, so daß sogar 1992 die Neue Zeitung dazu eine kritische Leserzuschrift veröffentlichte. Daß einige Bildungseinrichtungen (z. B. Haus der Ungarndeutschen, Lenau-Haus, Schulen, Universitäten) immer wieder bemüht sind, der Öffentlichkeit den Weg zu dieser Literatur zu weisen, ist anzuerkennen und zu loben. Zu wünschen bleibt allerdings, daß sich der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler weit vielfältiger und beständiger für ihre Verbreitung einsetzt, denn neben der notwendigen Organisation sollte vor allem die unverzichtbare Pflege muttersprachlicher Gesprächskultur eine seiner sprachkontaktfördernden Aufgaben sein. Der kleiner gewordene Diskussionskreis beschränkt sich hauptsächlich auf die kriti-

schen Aussprachen während der jährlichen Werkstattgespräche. Diese Einschränkung nährt jedoch den Eindruck, Literarisches bedürfe keines öffentlichen Wiederhalls. Dem ist deshalb zu widersprechen, weil es nachweislich nicht stimmt. Nicht wenige Lyrik- und Prosatexte sind diskussionsanregend und gedankenauslösend. Ist auch nicht jeder von vornherein so angedacht, bewirkt das Näherkommen inneren Zwang zu Widerspruch oder Zustimmung.

Das darf durchaus schöpferische Auseinandersetzung genannt werden. Nachzudenken ist über den Inhalt des Begriffs Öffentlichkeit. Sie ist nicht einseitig festzulegen auf zufällige Zuhörer und Leser. Literatur und ihre Entfaltung sind ohne den nachdenklichen Leser zwar möglich, nicht aber gewünscht, bliebe doch sonst der lähmende Eindruck für den Schriftsteller, er schreibe hoffnungslos ins Leere. Wenn auch einzuräumen ist, daß Gespräche zur weiteren literarischen Ausbreitung seltener geworden sind, so sind sie nicht gänzlich ausgeschlossen, zumal Autoren sie nach wie vor erwarten. Es ist nicht tröstlich für die Situation hier, wenn zu Deutschland bemerkt wurde, daß es „in den sechziger und siebziger Jahren eine Gesprächskultur gab, die man sich heute (2004) kaum mehr vorstellen kann...“ Der Unterschied zu früheren Jahrzehnten ist wohl im überflutenden Verbrauch der verschiedenen Medienmöglichkeiten zu suchen. Selbst bekannte TV-Sender vermitteln Literatur nur noch im spärlichen Angebot. Der Leser begnügt sich mit dem ihm Vermittelten, ohne unmittelbar angesprochen zu werden.

Bereits vor der Zurücknahme der öffentlichen Diskussion belebte sich die seit alters her unvergessene Zweisamkeit eines brieflichen Meinungsaustauschs wieder. Dieser Dialog ist nach wie vor als wirkungsvoll anerkannt. Aus der Anzahl der vorliegenden Briefe ist vieles abzulesen, was bei anderen Gegebenheiten kaum oder nicht mitgeteilt wird. Deshalb ist der pflegliche Umgang mit dieser Offenlegung persönlich-fachlicher Probleme unerläßlich, andererseits aber inhaltlich einzuschränken, beruhen sie doch auf Vertrauen. In gewisser Weise sind sie auch ein Spiegelbild enttäuschter Erwartungen. („Vielmals hilft mehr eine kleine Güte als eine strenge Kritik, einige gute Ratschläge als eine Peitsche.“) Die Erfahrung, daß Texte echolos bleiben, ist für keinen Autor leicht, hofft er doch auf Wiederhall.

Aus dem Dargelegten sind die Schlußfolgerungen ablesbar.

H. Rudolf

Helmut Herman Bechtel Duell

die Quelle deiner Träume finden
du bist mir lange schon auf heißer Spur
das Messer hast du gut geschliffen
die Waffen bereiten sich bald vor

auf der Suche nach der Quelle meiner Träne
in Lovebridge werd` ich dich erwischen
in einer Kleinstadt irgendwo im Westen
endet unser tödlich langer Western

wenn die Wege unsrer Augen sich begegnen
im Staub des Wahns wirst du mich erkennen
du Dreck, na zeig dich endlich
- ein Schuß – ich liebe mich für ewig

Strömung

es bleibt nichts übrig nur die Stille
Steine blühen und verwelken
wie die Wände schwanger werden
langsam explodiert die Form der Dinge

2006

Das Schweigen der Sprache

in der Discothek
brüllte
die Musik

er hörte
das Schweigen der Sprache
und das Gurren der Schweine
alles schlief

und tief
in ihm die Worte
die er einst sprechen
wollte

wie Scherben der Zeit
zerfetzen
ihn bald

Helmut Herman Bechtel



Schulen

1979 geboren in Bonnhard
1992-1998 Sándor Petőfi Evangelisches Gymnasium
1998-2003 Studium der Germanistik und der Hungarologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Szegedin
2006- Studium der Kulturanthropologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Miskolc

Beruf

2003- Lehrer für Deutsche bzw. Ungarische Sprache und Literatur und Volkskunde am Valeria-Koch-Schulzentrum in Fünfkirchen
2003- freier Journalist
2005-2006 Redakteur des Sonntagsblattes

Öffentliche Tätigkeit

2003- Mitglied des VDSt Fünfkirchen
2003- Mitglied der Jakob Bleyer Gemeinschaft
2005-2006 Vorstandsmitglied der JBG

Publikationen

2002- Beiträge in Studentenzeiten
2003- Berichte, Essays und Rezensionen in deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften (Akademische Blätter, Deutscher Kalender, Fünfkirchener Nachrichten, Pester Lloyd, Sonntagsblatt)

Hobbys

zeitgenössische deutschsprachige und ungarische Literatur
Religionsgeschichte
Sport

Literaturpreis für Josef Michaelis

Josef Michaelis bekam beim Literaturwettbewerb der Künstlergilde in Esslingen für sein Gedicht „Branauer Schwäbin“ den 2. Preis. Der Geehrte konnte den Preis am 11. November entgegennehmen und das preisgekrönte Gedicht bzw. andere Texte vortragen. Der ungarndeutsche Dichter hatte Gelegenheit, sich mit deutschen Schriftstellerkollegen und -kolleginnen auszutauschen. In der Begründung der Jury heißt es: Für den zweiten Preis wählte die Jury einen Text, der durch seine Verdichtung besticht. Hier gibt es kein überflüssiges Wort, keinerlei Kommentierung. Mit einem einzigen Satz wirft Josef Michaelis eine Art Schlaglicht auf das Lebensschicksal einer alten Frau aus einem Komitat in Südungarn und läßt sie stellvertretend für viele andere ihrer Generation und ihrer Volkszugehörigkeit einen Augenblick lang deutlich sichtbar werden. Das macht nachdenklich, macht betroffen und regt an, über unseren viel



Die Sieger des Literaturwettbewerbs in Lyrik und Prosa mit dem Vorsitzenden der Künstlergilde Dr. Wolfgang Schulz

zitierten Tellerrand hinauszusehen. Die „Branauer Schwäbin“ ist ein Gedicht ohne moderne Experimente, weit ab aller Geschwätzigkeit, ohne Pathos und auch ohne Bitterkeit, aber mit einer Prise augenzwinkernden Humors. Es ist ein wahrhaftiges und dadurch starkes Gedicht, wert durch einen Preis hervorgehoben zu werden. (Johanna Anderka)

Josef Michaelis

Der Essigbaum

(in memoriam Josef Mikonya)

Nicht nur das Wetter
ändert sich
auch Zeiten
schleichen launenhaft hinweg
Der Essigbaum
am Friedhof
wehrte stolz sich
trotzte den Windstürmen
In Jahrzehnten
verdorrte
sein Stamm
von Holzwürmern
durchlöchert
An seinen Zweigstümpfen
fressen Pilze
Für Vögel
kein Rastplatz mehr
Krähen ziehen so
ihre Kreise
über Erdschollen
Immer mehr Grabhügel unten
immer weniger Besucher
die auf deutsch
Gebete raunen

2006

Josef Michaelis

Pag*

Salzwinde
fegten Kalksteine
nackt
An den hellgrauen Gipfeln
Wolkenkronen
Unten
Buchten himmelbespiegelt
Felsmeer
Eine schlanke Brücke
über der Tiefe
Aus Steinen gelegte
unzählige Mauern
mit Schafen im Schatten
hirtenlos
Rote Dächer
Feigen Oliven Pinien
Wasser raunt an der Küste
Wellen wiegen abends
ferne Lampenlichter
Fischlein spielen
mit dem Mondball
Auf versteckter Wiese
rasten nach Mitternacht Möwen
in ihrem Lager
rühren sich Kaninchen
Spinnenweben
vor Tagesanbruch
sammeln Tautropfchen
Vor mir das Meer
Irisvoller Garten
der Busen
Weit ein weißes Boot
Fischer wirft sein Garn
lockt ins Netz
die ersten Sonnenstrahlen

2005

* Insel in Kroatien (Dalmatien)

Stefan Valentin

Demokratie auf unsere Art

Die Ideen der Volksmacht schweben in den Wolken über Brüssel. Sie können irgendwann irgendwie mit dem Schmetterlingsnetz der Idealisten eingefangen werden, bis dahin bleibt uns aber die besondere gesellschaftliche Pyramide außerhalb des Limes übrig. Über dieses Weltwunder möchte ich jetzt erzählen.

In unserer Gemeinde lebt ein Graf, der sich Bürgermeister nennt. Er herrscht über seine Untertanen, die anderen Staatsbürger, die nicht in der glücklichen Lage sind, Bürgermeister werden zu können. Weil sie nicht so geschickt waren wie er.

Wie sieht also unser gesellschaftliches Mikrosystem aus?

An der Spitze der Pyramide thront unser Graf, der Bürgermeister. Er kann sich alles erlauben, weil er Vollmacht hat. Für ihn gelten keine staatlichen Verordnungen und Vereinbarungen. Er ist mit den Halbgöttern verwandt, er steht über der irdischen Wirklichkeit. Moralische Regeln, die der Plebs unter allen Umständen einhalten soll, stören ihn nicht. Er kann alle Grenzen überschreiten, er ist ja der Bürgermeister!

An seiner Machtvollkommenheit läßt er seine Vasallen, die Beamten und Unternehmer, teilhaben, die auf der mittleren Stufe der Pyramide stehen. Sie können in Frieden leben, wenn sie mit dem Grafen völlig einverstanden sind und ihm dienen. Das Schlüsselwort ist Treue. Treue unserem Grafen, dem Bürgermeister. Er belohnt sie für die bedingungslose Hingabe, indem er den Unternehmen grünes Licht und seinen Beamten Lohnerhöhung gibt. Aber jede Begünstigung hat natürlich ihren Preis. Das kann ein Geschenk sein, ein neues Auto, Baumaterial zum Grafenpalast oder Bargeld. Unser Graf lebt halt auch von Geld.

Der Bürgermeister bleibt ein Leben lang auf seinem Posten. Er kann nicht abgesetzt werden, weil es im

ganzen Universum keinen anderen Menschen gibt, der geeigneter für die schweren und verantwortungsvollen Aufgaben des Herrschens wäre und seine unentbehrliche Person ersetzen könnte. Diejenigen, die seine von Gott erhaltenen Vorrechte auf die Führung bestreiten, können mit existenziellen Folgen rechnen. Sie werden häufiger vom Steueramt kontrolliert und von Verbrechern angegriffen, denn unser Bürgermeister hat gute Beziehungen zu den Polizisten, den Söldnern des Königs, und die Polizei schützt ausschließlich die, die auch der Bürgermeister schützen will.

Die Pyramide unserer Demokratie hat einen festen Grund, die Massenmenschen. Die sollen sich über die Wohltaten ihres Grundherrn freuen, über die direkt vor den Wahlen asphaltierten Straßen, die Feste, auf denen man kostenlos tanzen, singen und trinken kann, die Blumen auf dem Hauptplatz und über die Festschmäuse im Rathaus, die unser Bürgermeister vom Geld der Staatsbürger finanziert. Die zuverlässigen Bürger können über ihren geliebten Vater in der Gemeindezeitung nur Lobesänge und Dankesbriefe lesen. Sie müssen ja wissen, daß sie einen Grafen haben, der für sie sorgt. Die Alltagsmenschen verdienen halt einen perfekten Herrscher, deshalb wird er von ihnen jedes vierte Jahr wiedergewählt. Seitdem unsere Dorfdemokratie entstanden ist, lebt unser Volk in Wohlstand und Glück. So soll es bleiben wie am Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit. Amen.



Béla Bayer Passion

Pilatus erheitert sich
am Kartenspiel der Wärter.

Ein Lichtstrahl stolpert
auf das Kreuz.
An den Rinden
der Essigbäume
herrscht Olivenstille.

Kulissen meines
sich zur Prüfung
vorbereiteten Todes.

Zuckende Eingeweide,
brennende Venen,
Irrlauf der Fieberrosen.

Die Dornen der Krone
erlösen letztlich
mein Verwaistsein.

Josef Mikonya – ein um die kulturelle Identität seiner

Es war der 14. Februar dieses Jahres, da saß er noch mitten unter uns und schien voller Kraft. Im Fünfkirchner Lenau-Haus galt es, eine neue Veranstaltungsreihe zur ungarndeutschen Literatur aus der Taufe zu heben. „Autoren und Leser im Gespräch“ war ihr als Name gegeben, und Taufpaten sollten Josef Mikonya und Angela Korb sein. – „Josef, kannst kommen?“, war die Frage gewesen. – Josef konnte. Wie so oft zurückstellend, dass es „mit der Gesundheit so eine Unsicherheit“ sei, wie er eher am Rande anmerkte. Und nun saß er in Fünfkirchen vor seinen zumeist jungen Lesern, frisch dekoriert mit der „Ehrendadel in Gold für das Ungarndeutschtum“, der höchsten Auszeichnung der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, und las munter wie eh und je in seiner Mundart aus den Wastl-Briefen sowie aus der autobiografischen Erzählung „Menschen in der Tiefe“, stand seinen Lesern Rede und Antwort und war der mal gütig humorvolle, mal der bissig-kritische Kommentator des Zeitgeschehens. Er blieb auch in seiner letzten Fünfkirchner Lesung der selbstgestellten Aufgabe treu, als Bewahrer der deutschen Muttersprache und als ein um die kulturelle Identität seiner Volksgruppe besorgter Mahner zu wirken.

Josef Mikonya, geboren am 23. März 1928 in Tarian/Tarján, besuch-

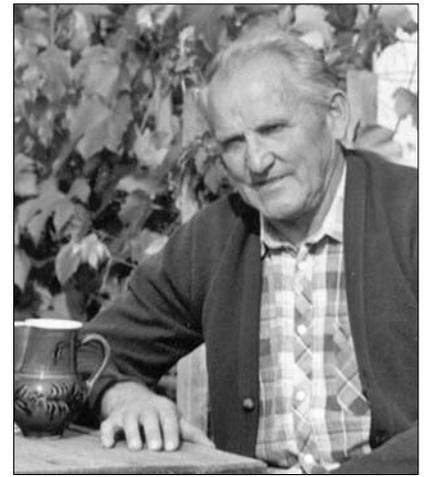
te acht Grundschulklassen, wuchs in der Welt seiner Mundart auf, wurde Bergmann, absolvierte die Hauer- schule, war Schießmeister, arbeitete 22 Jahre unter Tage und war danach 13 Jahre als Hüttenarbeiter tätig. Seine von der harten Arbeit gezeichneten schwieligen Hände schienen kaum geeignet, die Feder zu führen, um Geschichten niederzuschreiben. Und doch wurde er zu einem der bedeutendsten Erzähler der ungarndeutschen Literatur seit den siebziger Jahren. – Am 3. September 2006 ist er verstorben.

In den vergangenen Jahren ist Vieles und Richtiges über Mikonyas Schaffen geschrieben und gesprochen worden. Die ihm zustehende Anerkennung hat er noch erlebt, hat sich darüber gefreut und blieb doch immer der an sich Zweifelnde, der Unzufriedene. Nie habe ich bei ihm Züge der Selbstgenügsamkeit festgestellt. Dieser ihm eigene wache kritische Geist hat ihn empfindlich wie ein Seismograph sowohl auf leichte Schwingungen wie auf die schweren Erschütterungen der großen und kleinen Welt reagieren lassen. In seinem Schaffen – als Chronist seiner dörflichen Umwelt und als Erzähler, der die Wege zwischen kleiner und großer Welt ausschreitet – zeigt sich das in der Wachheit, mit der er Wandlungen nachging und zum zentralen Thema seiner Erzählungen machte. Ausgehend von Veränderungen der Daseinsbedingungen und Lebensformen, durch politische Ereignisse hervorgerufen, interessierten ihn dabei vor allem die schicksalhaften Umbrüche im Leben der Einzelnen und die damit untrennbar verbundene Problematik von Beharren oder Wandlung, von persönlichem Scheitern oder erfolgreichem Versuch der tätigen Bewältigung des Neuen. Josef Mikonya gelang es, diesen Pfaden folgend, unverwechselbare Charaktere zu gestalten, die uns Lesern unvergessen bleiben. Ob es der sich als wandlungsunfähig zeigende und deshalb im Leben scheiternde, aber durchaus liebenswerte „Fuhrmann der Armen“ ist oder die ebenfalls „wandlungsunfähige“, weil an ihrer Liebe festhaltende Juli B., die aber gerade mit ihrem Beharren das Leben letztlich doch meistert: der Erzähler Josef Mikonya geht keinesfalls nur die einfachen Wege. Wenn er sich mit den Lesern auf die Suche danach gibt, warum diese Welt so freundlich und menschlich nicht war und nicht ist, wie wir sie uns wünschen, findet er das schlimme Böse nicht nur im Feindeslager. Auch im eigenen Umfeld entdeckt er starres Festhalten an Überlebtem, oder Wandlung von Gemeinsinn zu Egoismus, oder wegschauende Gleichgültigkeit, oder ... Nicht zuletzt weil Josef Mikonyas Kritik am Krisisierenswerten stets von seiner christ-

lich-ethischen Grundhaltung geprägt war, wurde er und bleibt er das mahnende Gewissen seiner Volksgruppe.

Nur wenig möchte ich an dieser Stelle dem noch hinzufügen, was wir über Josef Mikonyas Wirken wissen oder nachlesen können. Lediglich aus zwei Briefen nach 2000 will ich zitieren, in denen der bereits Rückschauende sich über die Wirksamkeit seiner Bemühungen um den Fortbestand des deutschen Identitätsbewusstseins bei den Angehörigen seiner Volksgruppe äußert – kritisch, voller Selbstzweifel und doch immer wieder hoffend. Mikonyas Briefe zeigen, dass sein Schreiben in der letzten Schaffensphase zwar auch von pessimistischen Phasen begleitet war, zugleich aber letztlich Ausdruck seines tiefen, menschlichen Optimismus blieb.

In seinen Briefen ging es ihm immer wieder um die Wirkungsmöglichkeiten der ungarndeutschen Literatur, über die er richtig anmerkte: „Eine selbstständige Literatur zu gründen ist nur dort möglich, wo der Boden darin Wurzeln zu fassen, günstig ist.“ Dieser Boden schien ihm jedoch in Bezug auf die Stellung der ungarndeutschen Minderheit im Lande noch nicht genügend beackert bzw. nicht pfleglich genug behandelt zu sein. Damit meinte er keineswegs nur das Problem staatlicher Minderheitenpolitik, sondern auch die Befindlichkeit innerhalb der Gruppe der Ungarndeutschen selbst. Und hier ging es ihm vor allem und immer wieder um den Zusammenhang von drohendem Sprach- und Identitätsverlust, um die Schwierigkeiten in den Bemühungen um die deutsche Muttersprache. So schrieb er im Oktober 2001: „Ja, es ist erfreulich, und wir sind auch stolz darauf, dass wir z.Zt. über 139 Chöre, 219 Tanzgruppen und über 124 Blaskapellen verfügen. Die Frage ist nur: Woraus ernährt sich wohl die deutsche Kultur, wenn nicht durch die Sprache?“ – Nun, Josef Mikonya hat mit seinen Erzählungen einen guten Anteil daran genommen, ein Umfeld zu schaffen, in dem heute – noch immer – Gedichte und Erzählungen in deutscher Sprache geschrieben, veröffentlicht und gelesen werden. Und doch war er skeptisch geblieben, wenn er rückblickend den Einfluss der ersten ungarndeutschen Nachkriegsautorengeneration auf die Entwicklung der Kultur- und Bildungsland-



Josef Mikonya am 15. Oktober 1994 auf seinem Weinberg in Tarian

Foto: Horst Lambrecht

schaft zu bewerten versuchte: „Die Tätigkeit unserer kleinen Gruppe wird vielleicht nach 20 oder 30 Jahren nur noch für jene Volkskundler eine Delikatesse sein, die sich für die Geschichte der ‚seligen‘ Schwaben interessieren.“ Und an anderer Stelle, im Jahr 2002, schrieb er mit Blick auf das eigene Schaffen: „Ich bin der Meinung, wenn mir die Welt ein wenig zu verbessern bisher nicht gelungen ist, habe ich diesbezüglich mit 74 keine Chance mehr.“ Das hört sich traurig an und klingt nach Resignation. Aber wirkliche Resignation war Mikonyas Sache nicht. Im gleichen Jahr noch war von ihm dann doch zu lesen: „Zur (...) ungarndeutschen Literatur hätte ich

Josef Mikonya Herbstlied

Die Trauben sind reif,
der Wein wird voll Glut,
Der Bauer hat Freud'
Draus schöpft er den Mut.

Die Kammer voll Korn,
im Keller den Wein,
das Leben ist schön,
trink mit und stimm ein!

Horst Lambrecht Herbst 2006 Erinnerung an Josef Mikonya

Die Trauben sind reif,
der Most singt voll Glut
vom Wachsen in sonnigen Tagen.
Die Ernte war gut.

Den Abschied nehm' ich nun
und frage nach des Lebens Ernte.
Ihr Lieben, glaubt mit mir,
es war erfüllt; so war es gut.

Josef Mikonya Das Reich der Stille

Nur leise, stumm tritt hier herein
Und stör nicht ihren Schlaf!
Versöhnt ruh'n hier in dunklem Schrein
Der Bettler, Knecht und Graf.

Dein Weg, der geht doch hier zu End,
bist arm du oder reich.
Versäume nichts, dein Gut verspend',
bedenke und vergleich.

Horst Lambrecht Das Reich der Stille Erinnerung an Josef Mikonya

Nur leise, stumm tritt hier heran,
Und stör nicht seinen Schlaf.
Sein Leben zieht erinnernd uns
Zu ihm nun stets zurück.

Mit Weiwal, Kind und Kindeskind
Spricht er von ferne her
Und ist so nah, so fern er ist
Gibt stillen Trost und Zuversicht

Der alte Kirschbaum ruhet jetzt
In wohlverdientem Schlaf,
Doch junge Triebe regen sich
Und werden blühen über Tag.

Volksgruppe besorgter Mahner

– mit dem Recht des letzten Wortes
– auch noch so manches hinzuzufügen.“ Mikonya fühlte sich bis zuletzt in der Verantwortung des unbestechlichen Zeitzeugen. „In der Geschichte bleibt immer ein Zeuge. Wenn es keinen Überlebenden gibt, dann reden die Knochen, die Gesteine, der Boden, das Holz“, zitierte er. Mit vorsichtigem Optimismus formulierte er die nach seiner Auffassung grundlegende Aufgabe für die ältere Generation: „Wenigstens so viel muss uns gelingen: Für die Zukunft dokumentieren, was hier war, was in uns und mit uns geschehen ist und konkretisieren, was die Ungarndeutschen noch haben.“ Das ist ihm gelungen – nicht zuletzt auch deshalb, weil er es stets verstanden hat, eine literarisch angemessene und wirksame Form zu finden, sein im besten Sinn erzieherisches Anliegen den Lesern nahe zu bringen. Josef Mikonyas Leben und Schaffen und das Engagement der ihm nachfolgenden jungen Autoren bilden ein Guthaben, über das die Ungarndeut-

schen verfügen und das sie ideenreich nutzen sollten.

Unsere Fünfkirchner Veranstaltung „Autoren und Leser im Gespräch“ stand im Februar unter dem Motto „Kries’ ti mai Kint. Verstehtsch tan teitsch?“ – „Ja, ich verstehe deutsch!“ Der Beobachter vom „Heuplatz“, Josef Mikonya, übergab an diesem Tag symbolisch den Staffelstab an die Enkelgeneration. Eine Verabschiedung von der Mundart? Vielleicht. Eine Verabschiedung von der deutschen Sprache aber war diese Übergabe keinesfalls. Robert Becker, Koloman Brenner, Angela Korb und viele andere junge Schreiber lassen die Hoffnung zu auf den Weiterbestand der deutschen Sprache und eines deutschen Identitätsbewusstseins zumindest bis zu den Urenkeln. Und auch darauf, dass die ungarndeutsche Literatur in Zukunft nicht nur für eine Handvoll Volkskundler von Belang sein wird.

Horst Lambrecht

Der alte Kirschbaum



Die vierte Begegnung im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Autoren und Leser im Gespräch“ im Fünfkirchner Lenau-Haus am 17. Oktober war dem Gedenken an Josef Mikonya gewidmet. Moderiert von Horst Lambrecht erzählten Schüler, Lehrer, Hochschullehrer und Autoren aus ihren Erinnerungen an Josef Mikonya und lasen aus seinen Werken.

Ibolya Hock-Englender, Susanne Gerner, Ute Lambrecht, Zoltán Szendi, Horst Lambrecht (Foto oben)

Josef Michaelis, Alfred Manz, Franz Sziebert, Robert Becker und H. Lambrecht (Foto unten)



Angela Korb Etüde

Heulattacken schwinden
durch die zärtliche Berührung
unserer Zeitrechnung
Anhaltspunkte geben
nie mehr wiedersehen

*

Diglossie der verbannten
Erinnerungen
um Erbarmen flehend
ein Wiedersehen
mit folgenschwerer Last

*

Eissplitter
durchbohren die Hauptader
der Wachtraumwelt
sachte Umarmung
ich friere

*

du sehnst dich ihn zu beißen
den farbigen Tigerkopf
um ihm zu zeigen
wie verletzlich deine
Seelensbisse sein könn(t)en

*

brisante Raserei
kreisförmiger Schwindel
Wahlverwandtschaften
applaudierender Moleküle
die Frage:
was bleibt mein Eigen?

*

Schlachthof der
unausgesprochenen Empfindsamkeit
Gefühlsgewitter
ankündigend
das kühle Nachdenken:
einsam!

*

zweisam gondeln wir
durch das tief kühle
Morgengrauen
bis zu einem Punkt:
wo sich alle Wege trennen

*

Farbtöne verwelken
Nelken glühen
der Spiegel schaut
bitter-süß auf Narzisse!

*

Bäume
senden gelblich-dürre
Flugblätter
der gezähmten Gaia zu
das vom Wind
beeinflusste Tanzen
kommt zur Schlußposition
höchste Zeit uns
tugendhaft anzukleiden!

Fünfkirchen, Januar – April 2005

Wahrscheinlich aus dem kriegsbedrängten Sarajewo, wo „der Muezzin schreit“, jedenfalls aber aus dem ehemaligen Jugoslawien, das „in der Zwischenzeit in drei bis fünf neue Staaten gespalten“ wurde, kommt der 19jährige Abel Nema, Hauptfigur und Antiheld im Debütroman* von Terézia Mora (Foto). Abel trägt das Blut sämtlicher Minderheiten der Region in sich, er wäre im Vielvölkergemisch dieser Stadt auch geblieben, sein Ehrgeiz hätte über das Dasein eines heimlich schwulen Provinzlehrers nicht hinausgereicht, wäre da nicht in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein schrecklicher Bruderkrieg entbrannt, der ihn zutiefst verstört und zur Flucht vor der Einberufung ins westliche Ausland treibt. Er landet in der „pulsierendsten Metropole ihrer Hemisphäre“, wir können annehmen, daß es Berlin ist, wo auch die aus Ödenburg in Ungarn stammende Autorin seit 1990 lebt.

Diese geographische und zeitgeschichtliche Konkretion erschließt sich dem Leser jedoch nur höchst verzögert und andeutungsweise, sie ist bereits ein Destillat aus wenigen, weit verstreuten Indizien. Ansonsten hält sich das verflochtene Geschehen – von vornherein programmatisch für das ganze Opus magnum – in einem irritierend unbestimmten Hier und Jetzt. Dieser Mangel an verortenden Koordinaten im Roman ist Ausdruck eines Orientierungsverlustes der Hauptfigur, ihrer fortschreitenden Entwurzelung.

Die erste Erschütterung in Abels jungem Leben ist enttäuschte Liebe zu dem hochfahrenden, aber egoistisch kalten Schüler Ilia, in dem er seine zweite Hälfte gefunden zu haben glaubt. Seit der Freund ihn zurückwies, ist ein Weinen in ihm steckengeblieben, über das er nie mehr sprechen kann. In Abels dreizehntem Lebensjahr stiehlt sich sein Vater, der vagabundierende Schulzenmusikant und Frauenliebhaber Andor Nema, abschiedslos und unwiderruflich aus seinem Leben. Vollends wirft ihn die Trennung von der Heimat und allen vertrauten Bezügen aus der Bahn.

Er reagiert darauf mit Rückzug und Abschottung. Intelligenz und Gedächtnis fokussiert er auf das Erlernen von Sprachen. Bei nur noch selektiver Wahrnehmung der Welt weist er jede Verantwortung für den obskuren Rest von sich. Im Lauf der Jahre macht er sich zehn Sprachen zueigen, doch nicht, um besser kommunizieren, sondern um sich noch tiefer in seine Einsilbigkeit zurückziehen zu können. Mit akzentfreier Aussprache hat er die Spuren seiner als Schande empfundenen Herkunft verwischt. Die Welt als (memorisierbare) Vokabel ist sein Trost, jede Sprache eine Barriere gegen den Vormarsch von Aggression und innerer Wildnis. Mit Sprachunterricht, Dolmetschen und Übersetzen verdient er seinen spärlichen Lebensunterhalt, später als Versuchskaninchen für neuro-linguistische Experimente. Doch in Wirklichkeit ist er nicht nur Objekt, sondern auch Subjekt des For-

schungsprojekts über seine hypertrophe Sprachbegabung, sein eigener Sachverständiger, der den Komplex Translation-Kommunikation-Interaktion in 40 Bänden darzustellen gedenkt, jedoch bevor er den ersten angefangen hat, stiehlt ihm der junge Stricher Danko nach einem Tête-à-Tête seinen Laptop. Mangels einer Sicherungskopie ist das universelle Werk zur komparativen Linguistik dadurch verloren. Doch Zweifel daran tauchen auf, ob es tatsächlich existiert hat.

Zwar hat Abel durch seine angenehme Erscheinung im neuen Gastland keinerlei Kontaktschwierigkeiten, er wird vielmehr wie eine Stafette weitergereicht, findet Gastgeber, Förderer, Menschen, die ihn bewundern und lieben. Die Bekanntschaften, die er macht – wie etwa Konstantin, die anarchistische Hexe Kinga und ihr skrupelloser Bettgefährte Janda –, gewinnen als Nebenfiguren leichter an Profil als der unberührbare Protagonist.

Mercedes, eine um sieben Jahre ältere Frau, heiratet ihn sogar, um ihn vor der Ausweisung zu bewahren, eine Scheinehe, aus der sich trotz betörender Galanterien zu ihrem Leidwesen nicht mehr entwickelt. Zwischen Abel und ihrem Sohn Omar hingegen springt spontan der Funke über. Beflügelt vom pädagogischen Eros pflegt er zu dem gelehrgen Jungen ein vertrauliches Nahverhältnis, das ihn über Biologisches hinweg zum Vater macht. Überhaupt kann Abel am besten mit Kindern. Seine mit Ele-



ganz gemischte Tollpatschigkeit ist allgemein beliebt. Mühelos gehen dem Päderasten schöne Knaben ins Netz. Er ist zwar höflich, still und gutaussehend, aber erst auf den zweiten Blick wird klar, daß er „wie ein Magnet alles Sonderbare, Lächerliche und Traurige anzieht“. „Alle Tage“ ist ein dem Eros, dem Mittler zwischen Menschen und Göttern, gewidmeter Roman voller mythologischer Anspielungen und Bezugnahmen auf antike Überlieferung, vor allem auf Platon und die Bibel, wir haben es also mit Literatur zu tun, die erst durch Entschlüsselung ihre Tiefendimension entfaltet. Die sexuelle Verfaßtheit des Menschen bildet als ein dunkles Geheimnis den allgegenwärtigen Hintergrund dieses zwischen Begierde und Spiritualität oszillierenden Buches. Zugleich aber ist es ein moderner Gesellschaftsroman, in den die

„Meine zwei

Franz Zeltner Gedicht „Meine zwei Sprachen“ überzeugte vor mehr als zwanzig Jahren seine Leser. Im wahrsten Sinne des Wortes ist es ein Bekenntnis seiner unzweideutig geprägten geschichtlichen Heimatverbundenheit und ihrer Zwei- und Mehrsprachigkeit für Gegenwart und Zukunft. Obwohl Franz Zeltner von sich spricht, umfaßt es die Gedanken und Gefühle vieler.

Zwei- und Mehrsprachigkeit führt in situationsbedingter Sprachwirklichkeit zu mancherlei Erfahrungen. In weltoffenen Nationen ist sie keine Seltenheit, leben doch in vielen verschiedenen Ländern unterschiedliche ethnische Kulturen mit eingengter oder freier sprachlicher Selbständigkeit. Sie besteht im gegenseitig anerkennenden Nebeneinander, doch mehr noch muß sie sich im gesellschaftlichen Miteinander bewähren, vorausgesetzt, übersteigender Nationalismus oder Anpassungszwang stellen sich ihm nicht in den Weg.

Sprache, Verständigung ist die Grundbedingung für das Gemeinsa-

me, das zwar im nationalen Bildungsanspruch der ethnischen Mehrheit festgelegt ist, nicht aber Minderheiten bzw. Fremdsprachiges ausschließt. Ohne daß die Eigenständigkeit einer Minderheitenkultur beschränkt oder gar aufgegeben wird, bleiben Annäherung und Bindung an sie kontaktsprachlich meist beschwerlich, aber nicht unmöglich. Sowohl traditionelle Verbundenheit wie auch eine ganz persönliche Entscheidung, fremdes Sprachgut aufzunehmen, sind erreichbar.

Unter bestimmten Voraussetzungen kann sogar Literarisches heranwachsen und aufgenommen werden.

In Ungarn ist Zwei- und Mehrsprachigkeit in ihrem geschichtlichen Dasein erfahrungsreich mit dem Hoch und Tief der Entwicklung verknüpft. Dient Sprache gegenseitiger Verständnisförderung, dann sind damit Schritte für Aufgeschlossenheit und bejahende Einstellung der Menschen zueinander gegeben.

Als eine gewisse Voraussetzung dafür ist die deutschsprachige Litera-

tur Ungarns mit ihren beachtlichen künstlerischen Leistungen in Prosa und Lyrik anzusehen, wenn sie zugleich deutsch und ungarische gelesen werden kann. Zu erwarten ist, daß das vielfältige Programm dieser Begegnung zugleich Anstoß ist, sich dieser Literatur bewußter zu nähern.

Ungarisches wie Deutschsprachiges aus Vergangenheit und Gegenwart stand für interessierte Leser in Ungarn meistens bereit, das änderte sich auch mit den Veröffentlichungen neuer ungarndeutscher Literatur nicht, obwohl für Leser der Mehrheitsgeneration das Thematische geschichtlich bekannt war, fanden seine literarischen Zeugnisse allerdings weniger Widerhall.

Deshalb ist an versuchte erste Schritte zu denken, mit denen gewisse Schranken zur Annäherung geöffnet und Wege für das Verstehen geebnet werden.

Das von verschiedenen Bildungseinrichtungen Geschaffene ist einerseits unabdingbar, andererseits

bedarf es zu seiner Festigung der ausweitenden Absicherung. Sie ist sowohl mit kontaktsprachlicher Gegenseitigkeit wie auch mit Literatur und ihrer Vertiefung verknüpft. Als Ansatz dazu gelten die seit vielen Jahren in der „Neuen Zeitung“ gestalteten Jugendseiten und besonders die seit 1994 in NZ-junior veröffentlichten Beiträge für Schüler und Lehrer. Der 2006 vorgelegte Aufruf der Jugendbewegung europäischer Minderheiten zum gemeinsamen Nachdenken über Mehrsprachigkeit (NZ 29/06) hebt ihre überregionale Bedeutung hervor. Sprachpraktisches kann Tore zu anderen Welten öffnen, einschließlich des Literarischen. Hatten Engelbert Rittinger und Franz Zeltner mit frühen Lyriktexten über ihr Verhältnis zur Zweisprachigkeit aufmerksam gemacht, so ging Valeria Koch (1949 – 1998) sogar das Wagnis einer zweisprachigen Textausgabe („Zuversicht/Bizalom“ 1982) ein. Bis dahin war dieser Weg des Sich-näher-Kommens lediglich unga-

in der Hölle

Unbehaustheit der „Wohlstands-krüppel“, die anonyme Dekadenz und Trostlosigkeit der Großstadtwelt mit Raub, Zerstörung, Gewalt und Verwahrlosung, sexuellen Orgien und Drogenmißbrauch, mit der verzweifelten Gottsuche einsamer Tüftler in prägnanten Bildern eingeflossen sind. Nicht zuletzt kann man Terézia Moras Prosadichtung auch als Bildungsroman lesen, allerdings mit negativem Vorzeichen: Bildung

im Sinne von Scheitern und Zerbrechen, als Tragödie einer verfehlten Menschenbestimmung und Rückkehr zu anfänglicher Einfachheit, ins Reich der Möglichkeiten.

Der Bogen des labyrinthischen Erzählens kehrt zurück zum Anfangsbild, der Kreis hat sich geschlossen: Kopfüberbaumelt Abel an einem Klettergerüst, krankenhausreif geschlagen und aufgehängt von den „Furchtbaren Sieben“, einer Bande minderjähriger Zigeuner, die ihm schon früher übel mitgespielt hatte. Gehirnblutungen haben seine hochgezüchtete Beherrschung von zehn Sprachen, sein Erinnerungs- und Urteilsvermögen nahezu vollständig ausgelöscht. Mit dem Verlust der Sprache haben sich auch die an sie gekoppelten Emotionen, hat sich die Ordnung der Welt insgesamt verabschiedet. Nur mit großer Anstrengung kann Abel noch einfache Sätze in der Landessprache hervorbringen, froh und dankbar für diese Gunst. Endlich ist er allen peinigen Gefühlen, Angst,

Scham, Sehnsucht, Heimweh und Verzweiflung, einem „Jahrzehnt in der Hölle“ entronnen und im Paradies angekommen, wo alles gut ist. Schrecken und Wohltat liegen nahe beieinander. Wovon der friedliebende junge Mann mit dem Willen zu ehrlicher Arbeit geflohen war, nämlich Haß, Gewalt und Zerstörung, das hat ihn durch die Hand von Menschen seiner Herkunft eingeholt und zerstört, zuerst sein geistiges Eigentum sowie seine Wohnung, schließlich ihn selbst mit seiner bewußten Existenz.

Spracherwerb und Sprachverlust umspannen das Schicksal des Deserteurs und Exilanten Abel Nema. Der Großstadt-Eremit aus dem südosteuropäischen Vielvölker- und Sprachengemisch ist vieler Sprachen mächtig und doch in der Fremde sprachlos, wie schon sein Name verrät. Nema bedeutet nämlich „der Stumme“, so wird er uns schon auf den ersten Seiten vorgestellt. Das Wort ist verwandt mit dem slawischen Nemeč und steht heute für „der Deutsche“, früher bezeichnete es jeden nichtslawischen Zunge, den Stummen also, den unverständlich sprechenden Barbaren. Was für die Kunstfigur Abel Nema gilt, scheint spiegelverkehrt der akzentfrei deutsch sprechenden Autorin aus Ungarn nicht fernzuliegen, eine Ironie, die sich vielfach bricht in dieser atemlos vorwärts drängenden Geschichte voller überraschender Wechsel der Perspektiven und Erzählhaltungen, bei denen die Autorin zuweilen als Regisseurin, als Wortchoreographin

auftritt und ihrem Personal Anweisungen zuzurufen, sich selbst nicht ausgenommen: „Korrektur, verwerfe den ganzen Satz.“ Dem Leser öffnet sich dieses der Liebe (zur Sprache) gewidmete Drama erst von seinem Ende her, bis dahin wird er aber mit einer ganz eigenen Sprache entschädigt, mit einer Fülle treffsicherer Lakonismen, Charakterschilderungen, Dialogen, Anspielungen, Bildern, mit Wortwitz und intensiven Beschwörungen von Typen, Milieus, Lautkulissen und nicht zuletzt Gerüchen. „Bevor sie aus den Fugen geraten, sind die Dinge meist unspektakulär“, erst wenn sich die „sogenannten alltäglichen und scheinbar langsamen Prozesse“ des Lebens beschleunigen, wird ihre tragikomische Qualität offenbar.

Terézia Mora ist bisher mit dem Erzählband „Seltsame Materie“ (1999) hervorgetreten. Als Übersetzerin aus dem Ungarischen hat sie sich vor allem durch die Übertragung von Peter Esterhazys „Harmonia Caelestis“ einen Namen gemacht. Für ihre Erzählungen wurde ihr 1997 der Open-Mike-Literaturpreis und 1999 der Ingeborg-Bachmann-Preis verliehen. Im Jahr 2000 erhielt sie den Adalbert-von-Chamisso-Förderpreis und für ihren ersten Roman „Alle Tage“ im März den in diesem Jahr neu eingerichteten Leipziger Literaturpreis.

Stefan Teppert

*Terézia Mora: *Alle Tage*. Roman, Luchterhand Literaturverlag, München 2004, 430 Seiten



Tibor Budahelyi: *Holzhacker und ich*. 2005, Foto und Holz

Sprachen“

rischerseits mit einer Reihe literarischer Übersetzungen ins Deutsche beschränkt worden. Valeria Koch setzte damit für beide Lesergruppen ein Zeichen für das Verstehen des „Anderen“. Das bleibt nach wie vor eine Aufgabe der Literatur im Verbund mit kulturellen Einrichtungen. Der Grad ihrer beider Bewährung ist im zunehmenden beidersprachlichen Miteinander und im partnerschaftlichen Verständnis füreinander zu sehen.

Nachdem Josef Michaelis mit der deutschsprachigen Ausgabe seines Buches für Kinder sehr erfolgreich ist, faßte die Budapester Deutsche Selbstverwaltung den Entschluß zu einer 4. Auflage in der Erkenntnis, daß der Schritt zur Zweisprachigkeit enger zueinander führt, was sich bislang lediglich als Versuch erwies.

Gedichte haben die Kraft, einander besser zu verstehen und miteinander über Gemeinsames zu sprechen. Sie fördern so Kontakte über Themengrenzen hinweg zu Gedanken und Gefühlen, die bisher in die-

ser Weise unausgesprochen bleiben. Allerdings ist bei zweisprachigen Textübertragungen zu bedenken, daß nicht jedes Wort der einen Sprache in seiner Bedeutung der anderen Sprache gleicht. Es bedarf des Verständnisaufbaus für die Bedeutungsunterschiede, damit sie inhaltlich voll erschlossen und Grenzen zwischen beiden Sprachen überwunden werden können. Werden Texte aus dem Deutschen ins Ungarische übertragen, so kann die Wort-für-Wort-Übersetzung zum inhaltlichen Erfassen zwar grundlegend sein, doch will sie dem Künstlerischen gedanklich näherkommen, es in seiner Ausdrucksstärke zu fassen, so ist ihm in seiner Besonderheit zu folgen und kunstvoll zu gestalten – dem Rhythmus, dem Reim, dem Klang und der Reihenfolge.

Der Kontakt zu literarischen Texten sollte beständig wahrgenommen und mit der Absicht fortgeführt werden, Übersetzungen zu üben.

Dr. Helmut Rudolf

Einer hat Mut

„Mal irgendwo der Erste zu sein“, wenn es möglich ist zugleich ein Held – das sind die Kerngedanken der Kurzerzählungen von Stefan Raile*, der sich nunmehr den Abenteuer Geschichten widmet, in denen Kinder sich auf dem steinigen Weg des Heldentums erproben. Im ersten Teil des Bandes – „Eins“ – kämpfen die Kinder bei arg gefährlichen Späßen mit sich selbst und mit der Entscheidung zwischen dem Heldentum vor den anderen, bzw. dem wahren Heldentum. Die Schauplätze der Geschichten sind mal die imaginäre Märchenwelt, wo man sich überlegen muß, welche Bitte erfüllt werden soll, mal der Wald, in dem sich während des Klassenausflugs manche verirren, oder eben die Werkstatt des Vaters, wo Sprengköpfe auseinandergenommen werden müssen, weil man seinen Mut nur so zu beweisen können denkt.

Der zweite Teil – „Zwei“ – führt den Leser in der Geschichte umher: mal befinden wir uns mitten der

Kolonisationskämpfe unter den Indianern, mal im Bürgerkrieg in Spanien, dann im Wirrwarr des Zweiten Weltkrieges in Jugoslawien, bzw. in Angola unter den Rebellen. Die Kinder, die in diese Abenteuer verwickelt sind, kämpfen ebenfalls mit dem Heldentum, sie sind jedoch meistens gezwungen, Helden zu werden. Der Autor zeigt Beispiele auf, wie Heldentum in der heutigen Welt – in der weder Hexen noch wahre Helden zu existieren scheinen – oft mißverstanden wird. Die Lehre gilt jedoch: manchmal möchte einer vergebens ein Held sein, wenn das Heldentum nicht benötigt wird. Andererseits gilt es, die Situationen zu erkennen, wo man Mut zeigen muß. Die Moral wird zwar durch die Beispiele von Kindern gezeigt, sie gilt jedoch keineswegs nur für Kinder.

Karl B. Szabó

*Stefan Raile: *Einer hat Mut*. docu-point Verlag, Magdeburg, 2006, S. 121

„Zeitungsartikel auf Deutsch ja, Literatur nein“

Márton Kalász las im Haus der Ungarndeutschen –
Siebenbürgen und Banat als Vorbild

Márton Kalász hat gewissermaßen ein pragmatisches Verhältnis zu seiner Muttersprache Deutsch. „Wenn man versucht, etwas daraus zu machen, ist das schon ganz schön“, sagte der Romanautor und Dichter bei einer Lesung im Haus der Ungarndeutschen. Die Veranstaltung wurde von der Robert-Bosch-Stiftung unterstützt und war als Auftakt für eine Reihe von Gesprächen mit ungarndeutschen Schriftstellern gedacht. Am 1. Februar wird eine Lesung mit Robert Becker, Redakteur bei Radio Fünfkirchen, Stefan Valentin, früherer NZ-Mitarbeiter, und Koloman Brenner, Germanist an der ELTE, folgen.



Germanist András F. Balogh im Gespräch mit Márton Kalász

Kalász, der 1934 in Schomberg geboren wurde und erst im Alter von elf Jahren Ungarisch lernte, las aus seinem 2002 erschienenen Buch „Dezimierungszettel“. Darin hat er die Erinnerungen von Ungarndeutschen verarbeitet, die nach dem Zweiten Weltkrieg verzweifelt nach einer neuen Heimat suchen mußten. Im Gespräch mit András F. Balogh berichtete er dann von seinem eigenen Ringen um eine Identität in seinen zwei Sprachwelten Deutsch und Ungarisch.

Im Laufe der Zeit habe er sich eine „geistige Sprache“ zugelegt, nämlich Ungarisch, beschrieb Kalász seinen Weg zwischen den

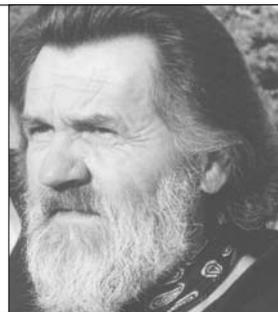
Kulturen. Mit 35 Jahren habe er angefangen, über seine Herkunft und seine Identität nachzudenken. Dabei habe er festgestellt, daß es für ihn zu schwierig sei, literarische Texte auf Deutsch zu verfassen. Denn „wir haben ja nicht so richtig Deutsch gelernt“, Deutsch sei vielmehr das gewesen, „was wir aus unseren Familien mitbrachten“. Ähnliche Tendenzen beobachtet Kalász zumindest bei seinem Sohn. Er habe sich an deutscher Lyrik versucht, schreibe aber nun auf Ungarisch. Seine Tochter wiederum schreibe auf Deutsch und dichte dann neu auf Ungarisch. Wenn er übrigens die deutschen Übersetzungen seiner Werke lese, entdecke er immer wieder etwas Neues, betonte der Autor.

Kalász zog schließlich noch einen Vergleich mit den deutschsprachigen Minderheiten in anderen Ländern. Aus seiner Sicht leiden die Ungarndeutschen bis heute daran, daß sie es „kaum zu einer Intelligenz“ gebracht hätten, weil sie spätestens auf dem Gymnasium nur noch Ungarisch in der Schule sprächen. Die Situation etwa in Siebenbürgen und im Banat sei da eine ganz andere. Und so stammten von dort bis heute viele wichtige Autoren, etwa Herta Müller.

Prima

Der 2003 als Privatauszeichnung politik- und parteifrei zur Würdigung von herausragenden Leistungen im Geistesleben, in der Kultur, Kunst und Wissenschaft Ungarns gegründete Preis Prima Primiissima wurde jetzt zum vierten Mal in zehn Kategorien vergeben. Daneben wurden auch Prima-Preise vergeben. In der Kategorie Ungarische Literatur erhielt einen Prima-Preis Márton Kalász.

Seinen 60. Geburtstag feierte in diesem Jahr der Bildhauer Josef Kling. Er beschäftigt sich seit den 90er Jahren mit kultischen Relikten aus „Barbarezivilisationen“ und hat sich in Kaposvár-Kaposfüred ein eigenes Refugium geschaffen. Seine großen Statuen stehen in mehreren Städten Ungarns. Er gestaltete auch das Grabmal von Adam Misch. Seine künstlerische Tätigkeit wurde mit mehreren Preisen gewürdigt.



Karin Bachmann | Josef Kling: Idol VIII, 2001

Da stehe ich also, blicke zum erleuchteten Fenster hoch und pfeife durch die Finger wie ein Schuljunge. Gleich wird Claudia die Gardine beiseite schieben, einen Flügel öffnen und den Schlüssel herunterwerfen wie neulich. Doch nichts regt sich, nur das Licht erlischt. Dabei muss sie mein Pfeifen gehört haben. Bleibt nur: absichtlich ausgeschaltet! Ich will's nicht glauben, denke: Es ist bestimmt ein Zufall. Deshalb gehe ich auch nicht weg, noch nicht.

Die niedrige Ziegelmauer vor der Hecke ist wie eine Bank, ich setze mich.

Claudia kenne ich erst seit kurzem. Wir begegneten uns, weil Robert zeitweise unzuverlässig war. Seinetwegen steckte an jenem Abend eine zweite Kinokarte in meiner Brieftasche, er konnte aber nicht mitkommen, weil er wieder mal zu tief ins Glas geguckt hatte. Seit seiner Scheidung trank er oft, zu oft, ich verstand nicht, warum es ihn immer aufs Neue in die verräucherte Kneipe zog, Bier, Schnaps, Bier, das war nichts für mich, damit hatte ich's selbst anfangs nicht versucht.

Ich schlenderte durch mehrere Straßen, die richtige Lust für den Film fehlte, aber nach Hause wollte ich auch nicht; denn dort kam es noch häufig vor, dass mich jener Eindruck aus den ersten Abenden befiel: Die Zimmerwände rückten scheinbar enger zusammen, die Decke senkte sich und drückte mich tiefer in den Sessel, immer tiefer.

Also bummelte ich schließlich doch zum Kino, dort warteten ungefähr zwei Dutzend Leute an der Kasse, obwohl die Vorstellung bereits ausverkauft war. Etwas abseits entdeckte ich Claudia, sie sah zu mir herüber, und als ich die Karten hervorzog, trat sie einen Schritt näher und fragte: „Sie haben eine übrig?“

Der Film war gut, Claudia wandte keinen Blick von der Leinwand, und einmal bemerkte ich, wie sich ihre Hände auf dem Schoß verkrampften. Ich wollte danach greifen, es war ein Reflex von früher, als Birgit so neben mir gesessen hatte, meist in der letzten Reihe, damit niemand sich mokieren musste, wenn wir uns küssten.

Claudia merkte, dass ich sie beobachtete, sie schaute mich an, und mir war es, als lächelte sie. Das ermutigte mich, im Schlussgedränge in ihrer Nähe zu bleiben. Auf der Straße wurden wir etwas beiseite geschoben, Momente standen wir dicht nebeneinander, ich fürchtete, dass sie sich umdrehen und gehen könnte, doch ich wollte, dass sie blieb, deshalb fragte ich: „Haben Sie noch Zeit?“

„Wenig.“

„Schade. Ich hätte sie gern eingeladen.“

„So?“ Sie blickte zu mir hoch; denn sie war ein gutes Stück kleiner als ich, und ihre Stimme klang neugierig, zumindest schien es mir so.

„Zu einer Flasche Wein“, sagte ich, und weil es ein bisschen um ihre Mundwinkel zuckte, fügte ich hinzu: „In irgendein Restaurant.“

Sie zögerte Augenblicke, meinte dann: „Aber nicht lange.“

Wir fanden Platz auf der Terrasse eines nahen Lokals. Nachdem ich bestellt hatte, fragte Claudia: „Gefiel Ihnen die Frau?“

„Welche?“

„Die aus dem Film.“

„Nicht in allem.“

„Mir sehr. Sie wusste immer, was sie wollte.“

gen. Doch nun ist's nicht mehr wichtig.“

Sie nahm ihr Glas und trank langsam einige Schlucke.

Die einen möchten was Bestimmtes werden und dürfen nicht, dachte ich, die andern schaffen's auf Anhieb und begreifen danach, dass es nicht das Geeignete für sie ist. So war's bei Birgit. Sie verließ mit sehr guten Noten und großen Erwartungen das Institut, doch mit den Schülern kam sie nicht so zurecht, wie sie es sich

Stefan Raile

Abschluss der Taube

„Gerade das störte mich“, sagte ich. „Irgendwann zweifelt jeder mal.“

„Sicher“, stimmte sie zu. „Ich sogar jetzt.“

„Und woran?“

„Ob's richtig war mitzugehen.“

„Also bedauern Sie's bereits?“

„So ist's nicht“, widersprach sie.

„Nur missfällt mir, dass Sie alles bezahlen wollen. Zuerst die Kinokarte und nun auch noch den Wein.“

„Es wird mich nicht ruinieren“, sagte ich. „Oder erweckt's den Anschein?“

„Durchaus nicht“, erwiderte sie.

„Schließlich sieht man, dass Sie kein Armer sind. Anzug, weißes Hemd, Binder – das fällt auf mitten in der Woche.“

„Unangenehm?“

„Im Gegenteil“, antwortete sie.

„Ich mag's, wenn Männer auf ihre Kleidung achten.“

Birgit dachte anders, wenigstens zuletzt, aber da störte sie ohnehin fast alles an mir. Als ich zu einer Veranstaltung unsres Kollegiums den neusten Anzug auswählte, pflanzte sie sich im Korridor vor mir auf, stemmte die Fäuste in ihre Hüften und sagte: „Putz dich ja wieder mal raus wie ein Gigolo! Willst wohl euren Weibern imponieren?“

Claudia meinte: „Arbeiter sind Sie gewiss keiner. Ihre Hände sehen nicht danach aus.“

„Finden Sie?“

„Ja“, beharrte sie. „Ich tippe auf was andres.“

„Und worauf?“

„Lehrer.“

„Gratuliere“, sagte ich. „Sie können wohl hellsehen?“

„Das nicht gerade“, erwiderte sie. „Aber bei Ihnen war's leicht. Sie haben den Blick eines Schulmenschens. Ich besitze ein Gespür dafür.“

„Woher denn?“

„Das hängt mit dem Interesse zusammen“, sagte sie. „Ich wollte mal Pädagogik studieren, wurde aber abgelehnt. Es gab Bessere. Oder sie hatten bessere Beziehun-

vorgestellt hatte. Darunter litt sie, und wenn ich von Erfolgen in meiner Klasse erzählte, blieb sie einsilbig. Als sie dann das erste Mal ihre Sorgen erwähnte, nahm ich es nicht ernst. Erst später begriff ich, dass sie wirklich Schwierigkeiten hatte und wollte ihr helfen, doch nun sperrte sie sich. Mehr und mehr verlor sie ihre Unbekümmertheit, saß stundenlang über den Vorbereitungen, ich begann zu nörgeln, weil sie kaum noch Zeit für mich aufbrachte. Sie wehrte sich nicht. So vergingen Wochen, Monate. Ich gewöhnte mich an ihre bedrückte Stimmung, umso mehr staunte ich, als sie eines Tages freudig aus der Schule nach Hause kam. Der Grund war dieser: Kadurath, der Chefinspektor, hatte sie für ihre Klassenleiteranalyse vor dem Pädagogischen Rat gelobt. Sie konnte weit aus bessere Berichte schreiben als ich, bei so was gab ich mir wenig Mühe, ich hielt es für Zeitvergeudung. Später, als Birgit schon eine leitende Position in Aussicht stand, missfiel ihr meine Ansicht. Sie sagte: „Du bist zu unauffällig. Gewiss, du schmeißt deinen Kram, nichts dran zu deuteln, doch das ist zu wenig, du musst mehr klingeln, wenn man auf dich aufmerksam werden soll.“

„Wozu?“, fragte ich. „Meine Arbeit gefällt mir.“

„Tatsächlich? Und es stört dich nicht, dass andre die Leiter hochklettern und du unten bleibst, ganz unten, wo dir Hinz und Kunz auf'm Rücken rumtrommeln können?“

Claudia trank ihr Glas aus. „Für mich wird's Zeit“, meinte sie.

„Gefällt's Ihnen nicht?“

„Doch“, sagte sie. „Nur das Kind schläft manchmal so unruhig.“

Ob's wahr ist? Oder braucht sie einen Vorwand? „Ist's allein?“, fragte ich.

„Nein. Meine Mutter ist dort.“

Also stimmt's wohl doch, dachte ich. Weshalb auch nicht? Sie ist bestimmt schon zwanzig, und in dem Alter haben viele das erste Kind. „Ein Junge?“, riet ich.

„Ein Mädchen“, entgegnete sie. Dabei beobachtete sie mich und bemerkte, dass ich auf ihren ringlosen Finger blickte. „Er ist bei der Fahne“, sagte sie.

Ich sah mich durchschaut und griff nach meinem Glas. Später meinte ich: „Ehe auf Raten also. Das ist auch nicht grade das Schönste.“

„Man gewöhnt sich“, entgegnete sie, „und für ihn ist's nicht unangenehm, immerhin hört er dort kein Kindergeschrei. Wissen Sie, wie so ein Menschlein quengelt und jammert, wenn's krank ist?“

„Ich glaub schon“, sagte ich und dachte: Wie viel Nächte bin ich kaum zum Schlafen gekommen, als Kerstin Mittelohrentzündung hatte. Gewiss, Birgit war ungemein fürsorglich, sie sprang sofort auf, wenn die Kleine zu wimmern begann, flößte ihr Medizin ein, strich ihr übers verschwitzte Haar und redete liebevoll mit ihr. Ich wurde jedes Mal wach, und oft trat ich ebenfalls ans Bett; denn mein Anblick beruhigte Kerstin. Eines Nachts konnte Birgit nicht mehr, ihre Beine zitterten, als sie sich erhob, und sie torkelte vor Erschöpfung. Da übernahm ich die Pflege, obgleich ich morgens in die Schule musste, wo ich mit verquollenen Augen unterrichtete.

„Bei der Truppe hat er seine Kumpel“, fuhr Claudia fort, „dort gibt's öfter 'nen Jux, und das gefällt ihm. Für Späße war er schon immer. Bei einem lernte ich ihn kennen.“

Sie lagen auf einer Decke, Claudia und Katrin, wenige Schritte weg vom Ufer, wo das Wasser über glitschige Steine schwappte. Es war in der letzten Ferienwoche nach der Zehnten, sie wollten die paar Tage noch gemeinsam verbringen. Danach würde Katrin am Institut studieren, wohin auch Claudia so gern gemocht hätte, um alles über Makarenko, Pestalozzi und die Didaktik zu erfahren.

Das Wasser schimmerte grünlich im stillgelegten Kalkbruch, jenseits ragte schroffer Fels empor, zwanzig Meter oder mehr, an der zerklüfteten Wand kletterten mehrere Jungen, sie stellten sich auf die Vorsprünge, beugten die Köpfe, wippten ein bisschen in den Knien, dann sprangen sie, und einer erklimmte eine schwer zugängliche Plattform, die andern schauten zu ihm hoch, er kauerte Sekunden und keuchte, schließlich richtete er sich auf und trat nach vorn, seine Zehen tasteten, er blickte in die Tiefe, dann stieß er sich ab. Claudia beobachtete, wie er eintauchte, wenige Spritzer flogen auf, die Badehose schimmerte durchs Wasser, nur kurz allerdings; denn der dunkle Grund schluckte das Licht. Stille herrschte, lange, endlich kam der blonde Haarschopf zum Vorschein, und die Jungen begannen zu johlen.

(Fortsetzung folgt)

Ein angenehmes Gefühl in der großen Kavalkade

Im Rahmen des Kulturfrühlings fand die diesjährige Gemeinschaftsausstellung des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler am 26. April im Budapester Haus der Ungarndeutschen statt. In die Ausstellung führte Publizist László Fábrián ein. Wir veröffentlichen seine Ansprache.

*Sehr geehrte Damen und Herren,
Meine Freunde,*

wir wissen genau, daß das Gesicht Europas und der Welt viel farbiger ist, als es uns meist erscheint. Nicht deswegen, weil irgendjemand ihre Farben aufdecken wollte, sondern vielmehr deshalb, weil wir nicht richtig hinsehen; meistens springen nur die markanten Erscheinungen aus der fortwährend auf uns gegossenen Flut der Informationen hervor. Diese Situation ist verständlich und erklärbar. Trotzdem denke ich, es gibt solche Momente, bei denen kleinere Gemeinschaften die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen – mit der erklärten Absicht, unsere Welt farbiger zu gestalten.

Bis zum heutigen Tag erinnere ich mich gerne an die Ausstellung, welche 1996 im Haus der Heimat in München Werke der in der zweifachen kulturellen, sprachlichen Identität lebenden ungarndeutschen Künstler vorstellte. Nicht nur deswegen erinnere ich mich, weil ich diese Ausstellung eröffnete, sondern vielmehr deshalb, weil ein besonders niveaues Ereignis stattfand, welches auch in jeder anderen Großstadt mit Erfolg hätte rechnen können. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, wertete dies auch die damalige Presse in ähnlichem Sinne. Ich möchte an dieser Stelle festhalten, eine solche Ausstellung hat durchaus nicht nur die Aussage, welche Erfolge eine speziell – doch ohne Zweifel locker – organisierte Gesellschaft aufweisen kann, sondern – hin oder her mit der zweifachen Identität – sie trägt auch die Botschaft der ungarischen Kultur in sich. Nämlich wie sich unsere bildenden Künstler an die internationalen Bewegungen anpassen, können sie – und wenn ja, womit – diese bereichern. Dieser

gewisse Münchner Empfang bestätigte überzeugend, daß wir freundlich beachtet werden. Dies kann auch unsere Zweifel zerstreuen: ob die Gefahr des Provinzialismus besteht.

Ich denke jedoch, daß die ungarndeutschen Künstler ihren Anteil von der Kunst erhalten, die wir großzügig als generell ungarisch betrachten. In welchem Maße und welche Werte repräsentierend? Da können wir sofort bemerken, daß die Mehrzahl – als bedeutende Wertbildung – in der ungarischen Kunst präsent ist, und zwar ständig gegenwärtig, und in den niveauesten ungarischen Ausstellungen sind sie ebenfalls geschätzte Mitwirkende.

Gewiß müssen wir die eigenartige Zweigesichtigkeit dieser Kunst empfinden. Ich will darauf hinweisen, daß deren Ertrag bei uns in unserem auch durch unsere Tradition bestimmten kulturellen Leben – der Einfachheit halber formuliere ich so – einen gewissen deutschen (oder soll ich erneut so formulieren: ungarisch-deutschen) Charakter erahnen läßt. Und draußen sagen wir

aber: unter deutschen Verhältnissen sind die ungarischen Züge die augenfälligsten. Und das ist in Ordnung so, wenn wir die Frage der Bindung erörtern, dann gerade diese Zweifachheit, diese Zweigesichtigkeit verspricht wahren Erfolg.

Dadurch, daß das, was hier eigentlich als Minderheitenfrage, als nationale Sache erscheint, ist es gleichzeitig das Pfand für den Anschluß an die Universalität des Sichverstehens. Der Bestätigung. In der fernsten Vergangenheit, in der Gegenwart, wahrscheinlich auch in Zukunft sind wir gleichwertige Mitglieder nicht nur der Gemeinschaft der europäischen Nationen, sondern auch schöpferisch-bewahrende Teilhaber deren großartiger Kultur, welche einen unentwendbaren Teil der gesamten menschlichen Kultur darstellt. Deswegen verdienen solche kleine Feiern wie die heutige Aufmerksamkeit, weil alle sozusagen Kontrolle und Selbsterkenntnis sind: das elegante Umgehen des Provinzialismus. Gleichzeitig aber wirklicher Farbfleck, ein angenehmes Gefühl in der großen Kavalkade.

Forsters neueste Winterlandschaften in Budapest



Obwohl er seit den siebziger Jahren in der Hauptstadt arbeitet, ist der Maler Jakob Forster (Jahrgang 1947) seinem Geburtsort Jink/Gyöngyös bzw. dem Komitat, aus dem er stammt, der Tolnau, treugeblieben. Seine Loyalität beweisen selbst die konkreten Fakten, nämlich die jüngsten Einzelausstellungen: nach der Zeitgenössischen Galerie von BAV in Budapest Ende 2004 folgte eine Präsentation in der Sportarena von Nagydorog, im Oktober des vorigen Jahres im Kulturhaus von Willand, dann in Mai in Jink, im August, September in Balatonfüred und jetzt bis 27. Januar wieder in seiner Wahlheimat, in der Galerie EuroKlub (Budapest V., Bank-Str. 6).

Wie er selbst bekennt, prägte dieser Geburtsort seine Einstellung, was die Erhaltung der Urnatur und die Bewahrung der von Menschen seit Jahrhunderten geschaffenen Kultur-

landschaften sowie urbanistischen Architekturdenkmäler betrifft. Diese typisch pannonische Gegend mit ihren sanften Hügeln findet er bis heute so schön und echt lyrisch, daß seiner Meinung nach die hier lebenden Menschen als Geste der Dankbarkeit diese mediterrane Atmosphäre für die kommenden Generationen mindestens so erhalten müßten, wie sie sie von ihren schwäbischen Vorfahren geerbt hatten.

Nach solchen Bekenntnissen verwundert es nicht, daß sich Jakob Forster von den gut bekannten Plätzen seiner Kindheit ständig beeinflusst findet und in seiner Malerei als Inspirationsquelle immer wieder benutzt. Er ist auch in seinen Arbeitsmethoden ehrlich: Er arbeitet streng an Ort und Stelle, unmittelbar in der Natur – unabhängig von Jahreszeit und Witterungsumständen. Selbst auf den Ausstellungsplakaten kann man das



bemerken: Eine Fotografie zeigt den Künstler nämlich in voller Winterausrüstung und bis zu den Knien im Schnee stehend beim Malen der sogenannten „Dreidörferkirche“. Nicht weniger spektakulär sind die kunterbunten Bauernhäuser von Mátraszentiván, am Rande des schwarzen Kiefernwaldes. Vielleicht eben deshalb findet der Betrachter diese „Momentaufnahmen“ so echt und gut getroffen.

Der Künstler wählte diesmal nur – der Jahreszeit entsprechend – die Winterlandschaften aus seinen neuesten Arbeiten – als unterschiedliche Variationen auf ein Thema – aus. So können wir uns zum Beispiel unter dunklen Wolken Ágasvár nähern, beim Ausblickspunkt das Panorama mit den „Augen“ eines einsamen Baumes genießen oder an den sich dahinschlängelnden Waldwegen die langen Schatten im Sonnenschein

bewundern, uns im dichten Nebel verirren oder uns vor dem Schneesturm fürchten. Jakob Forster ist aber auch in der Menschenmenge einer solchen Weltstadt wie Budapest „der Herr seiner Pinsel“. Als Beweise dafür können wir einige Aspekte aus dem Ofner Festung auswählen wie den Dreifaltigkeitsplatz mit der barocken Pestsäule, umgeben von stauenden Touristen, oder den Sándor-Palast mit Ausflüglergruppen, im Hintergrund mit dem Turulvogel ebenso wie auf der flachen Pesther Seite die malerischste Ecke der Üllőistraße, nämlich die denkmalgeschützten Jugendstilgebäude von Lechner. Nicht umsonst ist der Künstler in der Branche und bei den Kunstliebhabern speziell als Landschaftsmaler im urbanen oder ruralen Milieu bekannt und anerkannt.

István Wagner

Etwas Licht

Retrospektive des Malers János Wagner

Irgendwann in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann sich das Berufsbild Wagners zu formen und spannt seinen Bogen bis in die Gegenwart. Doch trotz der über 40jährigen Schaffensperiode, seiner verhältnismäßig kontinuierlichen, allerdings außerordentlich zurückhaltenden Präsenz wissen wir kaum etwas Konkretes, Sicheres über das Werk des siebzigjährigen Künstlers.* Sein Schaffen wurde nicht von Monographien oder dicken Katalogen gekrönt, seine Malerei war nicht Gegenstand umfassender Studien, und über seine relativ seltenen selbständigen Ausstellungen erschienen in den Fachblättern nur ein, zwei Kritiken. Im ungarischen Lexikon der Gegenwartskunst steht über sein Werk ein einziger, allgemein gehaltenen nichtssagender Satz: „Seine Malerei strebt an, Darstellung und Dokumentarisches zu vereinbaren. Thematisch beschäftigen ihn die Schicksalsfragen und die Gefühlswelt des Menschen von heute.“ Diese fachlich oder ästhetisch schwer einstuftbare, leere Gemeinplätze enthaltende Feststellung wäre einer längeren Analyse wert, doch leider gäbe es da schon bei Subjekt und Prädikat Probleme. Das ist der Kunst Wagners und auch des Lexikons unwürdig. Denn es fällt kein einziges Wort über die Farben bzw. die Farblosigkeit, die Materialexperimente und -synthesen, die oberflächlichen Einmischungen, die Expressivität, die Gesten und die lyrische Abstraktion, die Collage, Applikation, das Informel.

Dominante, determinierende Faktoren der malerischen Meditation wie Zeit, Material, Existenz, innere Ausführung kommen nicht zur Sprache. Obwohl der Stichwortschreiber des Lexikons nur die einschlägige Kunstzeitung hätte aufschlagen müssen, in welcher Kunsthistorikerin Katalin Keserú schon 1994 wesentliche Wahrnehmungen über Wagners Kunst zu Papier brachte: „Die gegenständlichen Elemente (anfänglich Papier, dann um 1970 Gipsabgüsse, eventuell nicht auf Leinwand, sondern auf Holz, Metall, später bemalter Gips, Sand, Wachs, bemaltes Papiermaché), mit denen er arbeitet, münden schließlich doch nicht in der sogenannten Stoffmalerei, sondern sie bilden unterschiedlich empfindliche „Böden“, auf die Licht fällt, manchmal geben sie dieses Licht ab. Daß dieses Licht von innen kommt, wird mit dem Identischen der physikalisch-sensuellen Eigenschaften des „Bodens“ bewiesen. Was also auf den Bildern, auf den Gemälden von János Wagner geschieht, geschieht nicht in derselben Welt, in der wir das Material sehen und fühlen. Wir müßten also über eine Art malerische Verwandlung sprechen, das Zustandekommen einer Art geistiger, einen überirdischen Raum schaffenden transzendenter Strahlung, über den malerischen Zauber des Seins in Bildern.



So sei anstelle der Schicksalsfragen der Menschen von heute eher die eigengesetzliche, in sonderbaren Individualitäten spielende Welt der malerischen Abstraktion Wagners unser Ausgangspunkt. Der Ausgangspunkt würde zur Summierung gebraucht, zu der Summierung, welche diese, zwar den gegenwärtigen Schaffensabschnitt hervorhebende, jedoch locker, gleichzeitig signalartig auf die siebziger Jahre zurückblickende Retrospektive erzwingt. Letztendlich hat der Maler recht, daß er seine ausgewählte Ernte der vergangenen Jahre, Jahrzehnte nicht in chronologischer Ordnung aufreicht: denn in seinen jüngsten Werken verbirgt sich vermutlich seine ganze malerische Lehre. Auch aus den allerneuesten Werken ist seine Neigung zur klassischen Bildform und der gleichzeitigen Gegenwartigkeit des Wunsches nach Auflösung der klassischen Bildform herauszulesen. Bereits beim Malen des diese Ausstellung eröffnenden, je zwei Figuren darstellenden Bildes „Zwei und unsere Eltern“ im Jahre 1970 war dem Maler der Fleck und die Ausbreitung des die Farben verschlingenden Grau' wichtiger als die Figuren. In den achtziger Jahren begann er dann anstelle der Darstellung mit der Malerei an sich, der Stofflichkeit, der Körperlichkeit des

Malens, ließ die Stoffe, die Schichten, die Überlagerungen wie von sich selbst zustande kommen – gehorsam einsehend, daß der Maler selber auch zum Medium wurde. Er ließ die amorphen und exakten Formen sprechen und achtete nur darauf, daß unter den bläulichen, bräunlichen, gräulichen Farbtönen aus dem Schwarzen vorfilterartig stets ein Licht aufblinke. Im Hintergrund, in den tieferen Schichten der Bilder werkelte – zumindest auf der Ebene von Motiven, Instinkten – vielleicht ein verborgenes Natur- oder Landschaftserlebnis, doch es erschien in einer derart umgeschriebenen, abstrahierten Form, daß wir als Betrachter den durch Innervationen diktierten Identifikations- und Kodierungszwängen auf der Ebene der Empfindungen nachgeben können.

Seine mit Form und Kunsttyp des Tafelbildes zusammenhängenden Kompositionen werden im Erdgeschoß, seine Papierarbeiten und Applikationen im Obergeschoß der Ausstellung gezeigt. Neben der Abstraktion seiner Ölgemälde wird auf diesen Werken etwas konkret Wirkliches, das Palmenblatt, der Stoff, die Gaze, das Gras, das Stroh und das Papier, zum bildschaffenden Element. Seine Ölgemälde ab dem Jahr 2000 bauen aus Spuren, Streifen,



Im Atelier von János Wagner

aus sich waage- und senkrecht wiederholenden Strömungen, geometrisch anmutenden Formwiederholungen, fallweise aus Quadratnetzen. Jedoch verrücken sich die Formen fast ständig, Bewegungen, Verzerrungen stören das System. Freie Farben- und Formenordnungen lassen dekorative Rhythmen sprechen, erschließen dem Betrachter meditative Felder. Eine zurückhaltende, reservierte Malerei ist das – als würde der Künstler einen stillen Freiheitskampf gegen die von ihm selbst aufgestellte Ordnung führen. Aus dem stillen Kampf werden zum Preis von Ergebnissen und winzigen Rebellionen neue und wieder neue Bilder geboren: es sind Form- und Farb-Metaformen! Auf den graphik- oder collageartigen Arbeiten erscheint der malerische Ausdruck in dem spannenden Beieinander von Gemaltem und Appliziertem. Die geometrische Ordnung und das Verworrene prallen in diesen Kompositionen aufeinander oder lösen einander auf, das Ebene und das Plastische verbinden sich, das Synthetische und das Organische bilden eine Einheit. Zu Flecken ordnet sich das fasrige Material, und die nüchterne Darstellung und das gestikartige Spurenhinterlassen, das peinliche Gleichgewicht, die Zweifelhaftheit des Bewußten und des Zufälligen entfalten die lebendigen Ambivalenzen.

Karg, auf das Wesentliche konzentriert, verinnerlicht, zurückhaltend, reserviert, düster und ernst, meditativ: In der Projektion der gängigen Trends und Paradigmen markieren diese Attribute in einem den Platz dieser Malerei in unserer Epoche und unserem Raum, unserer Umgebung und unserer Kunst: in der Reihe der als uninteressant und unwesentlich eingestuft, mit Gleichgültigkeit aufgenommen oder unerwähnten, aller großen Kommunikationsvorführungen baren Leistungen. Diese 65 Bilder, und das den Hintergrund dieser 65 Werke bildende Œuvre, sind jedoch keinesfalls auf die Unterstützung durch Hilfstrupps angewiesen. In Anbetracht ihrer Eigenwerte weisen sie diesem Werk einen sicheren Platz im komplizierten Gefügesystem der zeitgenössischen Malerei zu. Das Wagner-Bild – laut der schönen Konklusion im erwähnten Artikel von Katalin Keserú – „schafft einen (malerischen) Übergang zwischen den Extremen, eine Möglichkeit zum Überleben.“ Diese Summierung könnte Anregung sein, uns den Werken von János Wagner zuzuwenden, und für den Künstler Anregung und Aufforderung zur ungebrochenen Weiterführung seines Lebenswerkes in den kommenden Jahren, Jahrzehnten.

Tibor Wehner

*Eröffnungsrede bei der Retrospektive von János Wagner in der Budapest-Galerie, Lajos-Straße am 12. Januar 2006

Werke ungarndeutscher Künstler der Gegenwart in Berlin

In der Ausstellung „Abstrakt Konstruktiv Konkret – 6 Positionen aus Ungarn“ mit Werken von Josef Bartl, László Hajdú, Antal Lux, Ákos Matzon, Adam Misch und Michael Pantl werden sechs ungarländische Künstler der Gegenwart präsentiert. Diese werden auf geradezu plakative Weise in den großen Kunstrichtungen und Strömungen des 20. Jahrhunderts plaziert. Die sechs gehören zur Kunstelite in Ungarn, zugleich gehören sie zur deutschen Minderheit, ohne diese Wurzeln zu verleugnen. Seit Mitte der 1970er Jahre es gab unter ungarndeutschen bildenden Künstlern und Kunstkritikern Bestrebungen, der folkloristisch geprägten Minderheiten-Ästhetik andere Akzente entgegenzusetzen. 1979 traten drei in Schorokschar geborene Künstler – Adam Misch, Josef Bartl und Antal Lux – zum ersten Mal gemeinsam auf.

Im Rahmen des ungarischen Kulturjahres in Deutschland Ungarischer Akzent 2006/2007 präsentiert das Deutsche Kulturforum östliches Europa gemeinsam mit der Sektion Bildende Kunst des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) eine Ausstellung von Mitgliedern der 1992 gegründeten Gruppe. Ihre „doppelten Wurzeln“ bedeuten für sie ein europäisches Erbe, aus dem sie in besonderer Weise schöpfen.

Die beiden Kuratoren, Thomas Schulz (Kulturforum) und Ákos Matzon (VUdAK), haben für diese Ausstellung Werke der drei Schorokscharer, also von Künstlern der ersten Stunde, mit weiteren Mitgliedern der Gruppe zu einer repräsentativen Schau zusammengestellt, die deren Positionen durch aktuelle Werke demonstriert. Zur Ausstellung erschien ein sehr guter Katalog (Text: Prof. Dr. László Beke, Direktor des Forschungsinstituts für Kunstgeschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest). Die Ausstellung in der Botschaft der Republik Ungarn in Berlin (Unter den Linden 76) ist bis zum 9. Februar zu besichtigen.

Ein Grußwort bei der Vernissage am 30. November sprach VUdAK-Vorsitzender Johann Schuth. Dies veröffentlichen wir.

Die herausragendsten Vertreter des ungarländischen städtischen Bürgertums vor allem im 18. und 19. Jahrhundert waren Vermittler, Brückenbauer zwischen dem deutschsprachigen Raum und Ungarn. Zu späten Nachfahren und zu Brückenbauern unserer Zeit können wir die heute hier ausstellenden sechs ungarndeutschen Künstler – Josef Bartl, László Hajdú, Antal Lux, Ákos Matzon, Adam Misch und Michael Pantl – zählen.

„Ich bin vorrangig bildender Künstler, meine ungarndeutsche Zugehörigkeit beeinflusst mich sicherlich irgendwo tief. Schließlich besuchte ich die deutsche Schule, mir wurden die gotischen Buchstaben gelehrt, die mit ihrer Schönheit und Härte von Zeit zu Zeit in mir auftauchen... Wer in zwei Kulturen aufgewachsen ist, der muß beide akzeptieren und sich zu beiden bekennen.“ Von diesem Bekenntnis geleitet beteiligte sich Adam Misch, (geboren 1935 – gestorben 1995) aus dem einst größten ungarndeutschen Marktflecken Schorokschar (ung. Soroksár, heute XXIII. Bezirk der ungarischen Hauptstadt) stammend, an der ersten Ausstellung dreier ungarndeutscher Maler, die 1979 im südungarischen Fünfkirchen stattfand. Dies machte damals ungarndeutsche Kulturgeschichte. Die Eröffnung dieser ersten Ausstellung

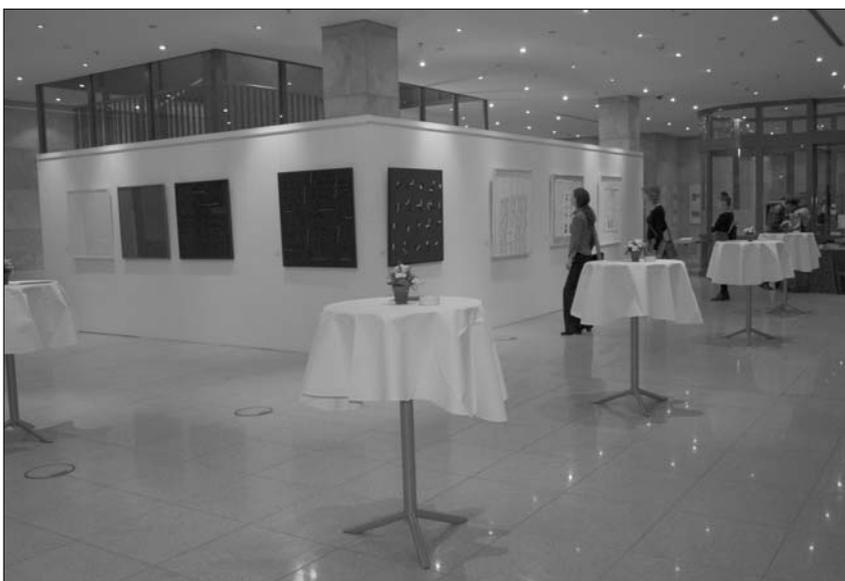


dreier Schorokscharer Künstlerfreunde – Adam Misch, Josef Bartl und Antal Lux, der in West-Berlin lebte und wirkte –, vom damaligen Demokratischen Verband der Ungarndeutschen organisiert, war ein herausragendes minderheitenpolitisches Ereignis mit einem großartigen literarisch-musikalischen Rahmenprogramm. Sie löste ein großes Echo aus, aber es kamen auch Gegenreaktionen: „Die Schwaben sind wieder laut geworden“, hieß es. Angeblich auf Anordnung des damaligen obersten Kulturfunktionärs durfte die Ausstellung nicht wie geplant als Wanderausstellung in ungarndeutschen Gemeinden gezeigt werden. Dennoch wurden damit Zeichen gesetzt: Einige Jahre später, 1982, wurde die Künstlersektion im Verband der Ungarndeutschen und ein Jahrzehnt später, 1992, der heutige Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler e. V. – abgekürzt VUdAK – gegründet. Adam Misch war Mitinitiator des Zusammengehens von Schriftstellern und bildenden Künstlern im Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Unermüdlich organisierte er als erster Vorsitzender der Künstlersektion für die Mitglieder gelungene

Ausstellungen im Inland und baute hervorragende Kontakte zu Partnerorganisationen im Ausland auf. Gleich im Gründungsjahr 1992 nahm die Künstlersektion an der ungarischen Kunstpräsentation „Grenzenlos“ hier in Berlin teil.

Die Zusammenarbeit mit Schriftsteller- und Künstlerverbänden in den deutschsprachigen Ländern und der deutschen Minderheiten war von Anfang an ein erklärtes und in der Satzung festgelegtes Ziel unseres Verbandes. In Zusammenarbeit mit VUdAK, dem Südostdeutschen Kulturwerk in München und der Künstlergilde Esslingen startete 1996 eine Ausstellungsreihe „Grenzenlos“ mit Werken von 15 ungarndeutschen Künstlern in München, sie wurde dann in Stuttgart, im Rathaus von Gerlingen, im Alten Rathaus von Esslingen, in der Deutschen Botschaft in Budapest und im Fünfkirchner Lenau-Haus gezeigt. Zu dieser Ausstellungsreihe meint der Kunstkritiker László Fábián: „Grenzenlos – dieser Begriff hat gerade im Zusammenhang mit der Kunst viel Sinn. Denn die richtige Kunst ist ganz sicher grenzenlos. Grenzenlos

(Fortsetzung auf Seite 15)



Traditionsverbundenheit, Souveränität und Integrität

Bei der Ausstellung „6 Positionen aus Ungarn“ sprach Kurator Ákos Matzon (auf dem Foto mit Wolfgang Rackebrandt vom Deutschen Kulturforum östliches Europa), Vorsitzender der Künstlersektion von VUdAK.

Für Ihr Kommen danke ich Ihnen allen im Namen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler und im Namen sämtlicher ausstellenden Künstler. Da das sog. Protokoll keinesfalls meine starke Seite ist, möchte ich hier – Ihr Einverständnis vorausgesetzt – jetzt nicht die Organisatoren und alle anderen, die zum Zustandekommen der Ausstellung beigetragen haben, namentlich nennen. Und da diese Einführung in die Ausstellung für mich viel schwerer ist als ein Bild zu malen, werde ich mich kurz fassen.



Vor auf ich Sie auf alle Fälle aufmerksam machen und damit auch auf Ihrerseits noch nicht gestellte

Fragen antworten möchte, ist folgendes: Was hält diese sechs ästhetisch und künstlerisch scheinbar grundverschiedenen Maler zusammen?

Die Antwort: Die abstrakte, konstruktive, konkrete Denkweise, eine Art archaische Berührtheit der als Ergebnis eines schöpferischen Prozesses entstandenen, zweifelsohne modernen Werke.

Niemand kann aus seiner Haut heraus und der Apfel fällt ja auch nicht weit vom Stamm.

Mit diesen auch im Unterbewußtsein präsenten archaischen, vielleicht – ich spreche es nur zögerlich aus – aus dem Volkstümlichen kommenden Zeichenfragmenten – beispiels-

weise sakrale Hinweise, Spiegelungen, Wandfreskenbruchstücke, Schriftzeichen, geometrische Zeichenreihen – lassen sie ihre Traditionsverbundenheit sehen, zugleich zeigen sie aber auch ihre Souveränität und Integrität.

Die Bilder selbst, ihre inhaltliche, formale Chromathologie, würden vom Gedanklichen her eine weit umfassendere, gründlichere Analyse erfordern. Damit dient Prof. Dr. László Beke im hervorragend geschriebenen Katalog.

Ich persönlich habe mich nur darauf beschränkt, mittels der von mir herausgehobenen Attitüden den Glauben vieler von uns zu bestärken, daß nämlich Modernität und Verbundenheit mit dem Ursprünglichen nicht einander schwächende, ausschließende Dinge sind, sondern im Gegenteil: einander stärken und bestärken.

Werke ungarndeutscher Künstler der Gegenwart in Berlin

(Fortsetzung von Seite 14)

im Raum, grenzenlos in der Zeit. Grenzenlos ... bedeutet auch, daß die Grenzen passierbar sind, vor allem für die Kunst. Er bedeutet auch, daß die in Ungarn lebenden Künstler mit deutschen Familienverbindungen nicht ins Karpatenbecken eingeeignet sind. Die Welt steht ihnen offen. Die Möglichkeiten ihrer Grenzenlosigkeit werden durch ihr Talent und durch die von ihnen geschaffenen Werte bestimmt. Die fiktiven wie auch die wirklichen Wände sind eingestürzt. Jene Wände, die die Politik, die Ideologie vor ihren Geist gebaut hatte. Gleichzeitig aber auch die Wände der Angst und des Bangens, die selbst dann vorhanden waren, wenn sich der Künstler unter allen Umständen frei fühlen kann.“

Dieses „frei fühlen“ müssen wir in diesem Jahr besonders hervorheben, da wir den fünfzigsten Jahrestag der Revolution und des Aufstandes von 1956 feiern. Werke von Adam Misch wurden als „malerische Darstellung des Freiheitsdurstes“ bezeichnet. Antal Lux, der nach der Niederschlagung der Revolution fliehen mußte und hier in Berlin seinen künstlerischen Wirkungsort fand, gilt als Abenteurer der Freiheit. Übrigens herzliche Gratulation für die Gedenkmedaille, die er neulich von Staatspräsident Sólyom in der Frankfurter Paulskirche übernehmen durfte.

Die Grenzen überwinden war stets ein Anliegen der Künstler. Bereits 1981 beteiligte sich der leider viel zu früh verstorbene Michael Pantl hier an einer Gemeinschaftsausstellung in Berlin. László Hajdú verbindet eine jahrzehnte lange Künstlerfreund-

schaft mit dem aus Straßburg stammenden und im Böblinger Kunstverein tätigen Gerard Krimmel. Die Früchte dieser Freundschaft konnten wir letztes Jahr im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart und neulich im September im Budapester Haus der Ungarndeutschen genießen.

Ákos Matzon, derzeitiger Vorsitzender der Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler und Kurator dieser Ausstellung setzt sich heute für die Zusammenarbeit ungarndeutscher Künstler mit Kollegen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, und mit solchen Kollegen, die deutschen Minderheiten in anderen Ländern zugehören. Dabei geht es auch darum, die kulturelle Identität der Ungarndeutschen zu stärken, ihre in Deutschland liegenden Wurzeln klar zu erkennen und ihre gegenwärtigen kulturellen Leistungen als Teil des ungarländischen Kulturgutes besser bekannt zu machen. Ich bin mir sicher, diesem Anliegen wird diese Ausstellung voll gerecht.

Ich möchte mich ganz herzlich bei Herrn Botschafter Peisch bedanken, daß er diese hervorragende Räumlichkeit zur Verfügung gestellt hat. Danken möchte ich Frau Dr. Nogosek, der Leiterin des Deutschen Kulturforums östliches Europa für das hervorragende Ergebnis unserer Zusammenarbeit. Mein besonderer Dank gilt denjenigen, die seit Monaten für ein Gelingen dieser Ausstellung und die rechtzeitige Herausgabe des Begleitkatalogs schufteten, den Herren Thomas Schulz und Wolfgang Rackebrandt vom Kulturforum und Herrn Ákos Matzon vom VUdAK.

Nelu B. Ebinger Mit Fünfzig



erlebst du den zweiten Frühling
fühlst du dich wieder als Jüngling
erscheinen durch schwere Jahre
die ersten grauen Haare
verlassen dich manchmal die Kräfte
bedingt durch viele schlaflose Nächte
überlegst es dir zweimal
bevor du es tust nur einmal
suchst nicht mehr nach dem Sinn des Lebens
eher nach dem Geist des Segens
zeigst noch einmal die Zähne
unter der schütter werdenden Mähne
bist du im besten Mannesalter auf der Wacht
ergreift dich manchmal der Rausch der Macht
bevor dein Lebensabend einbricht
und du stehst vor dem Jüngsten Gericht

Mónika Szeifert Das Ebenbild

Eisig sanfte Berührung,
wie der Hauch eines Moments
erstarrt...

Eine wachende Gestalt –
Ebenbild unzähliger Gesichter.

Zart gemeißelte Züge,
als Zeugen ewigen Daseins.

Aus dem Erbe der Ahnen
auferstanden,
die Liebe preisend.



Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (Vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft (vergriffen)

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 – 2001. Budapest 2004. 205 S. ISBN 963-8333-08-1 ISSN 1216-6324 Preis: 900 Ft

Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. ISBN 963-8333-11-1 ISSN 1216-6324 Preis: 980 Ft

Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. ISBN 963-8333-12-X ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 800 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 940 Ft

Band 4: Matzon Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005 ISBN 963 8333 09X ISSN 1216-6324 Preis 2000 Ft

Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005 ISBN 963 8333 10 3 HU-ISSN 1785-7465 Preis 800 Ft

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait. 2480 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

*

VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77
Fax: +36 1) 354 06 93
E-Mail: neueztg@hu.inter.net
www.vudak.hu

Weininger-Ausstellung

Anlässlich des 20. Todestages von Andor Weininger (1899 – 1986) ist in der Ponton-Galerie der Moholy-Nagy-Kunst-Universität in Budapest Ende November eine Ausstellung seiner zwischen 1910 und 83 entstandenen Werke zu sehen. Weininger, der auch in Holland, Kanada und New York lebte, begann seine Laufbahn als bildender Künstler in Fünfkirchen als Anhänger der expressiven Gruppe des Künstlerkreises der Stadt.

Kernstok-Gedenkausstellung

Zur Rettung der kleinen, jetzt einsturzgefährdeten Villa, die der Maler Károly Kernstok (1873 – 1940) im Jahre 1912 in Sattelneudorf/Nyergesújfalu bauen ließ, richtete die Selbstverwaltung – die das Geld für die Restaurationskosten nicht allein aufbringen kann – in der Kernstok-Galerie im Bürgermeisteramt eine ständige Gedenkausstellung mit insgesamt 80 Werken des Meisters ein, davon sind 22 Ölgemälde, die übrigen Graphiken und Aquarelle. Die Ausstellung ist hier bis Ende März 2007 zu besichtigen, und da andere Städte dafür bereits Interesse bekunden – z. B. Kaposvár und Szeged –, wird sie wahrscheinlich als Wanderausstellung mehrererorts im Lande zu sehen sein. In der Villa – die auch ein Atelier hat – wohnte die Familie Kernstok vor allem sommers, und hier verweilten viele der Malerkollegen des Meisters wie Árpád Feszty oder Béla Czóbel, aber auch der Dichter Endre Ady sehr oft.

Dank für Steuer

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit einem Prozent ihres Steueraufkommens unseren Verein bedacht haben. VUdAK erhielt auf diese Weise 2005 62006 Ft, 2006 65512 Ft. Die Beträge wurden für die Werkstattgespräche in Wesprim (2005) und in Moor (2006) verwendet. Wir danken herzlichst für die Förderung.

Ungarndeutsche Publikationen

*können Sie bequem
übers Internet bestellen:*

www.neue-zeitung.hu/publikationen

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Die Herausgabe der Signale wurde durch die
Gemeinnützige Stiftung

für die Nationalen und Ethnischen Minderheiten Ungarns
gefördert

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062

Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.vudak.hu

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. László Kodela

Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda – 06-4027

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján